

# DIE WELTWOCHEN



## Achtung, Humor

Die Korrektheitspolizei schlägt wieder zu. Diesmal trifft es Comic-Star und Schwulenaktivist Ralf König. *Von Rico Bandle*

## Missgeburt Bundesanwaltschaft

Amt ohne Funktion. Bühne für gescheiterte Figuren. *Von Urs Paul Engeler*

## Micheline Calmy-Rey

Die frühere Aussenministerin schreibt für die *Weltwoche* über die EU-Frage: «Der Bundesrat ist zu ängstlich.»

«Game of Thrones»  
Köppel und Cavelti  
über das  
Grande Finale





# PATEK PHILIPPE

## GENEVE

Beginnen Sie eine  
eigene Tradition

Mehr Informationen erhalten Sie bei den unten genannten  
Patek Philippe Partnern sowie im autorisierten Fachhandel.

Eine vollständige Liste unserer Partner in der Schweiz  
finden Sie auf [patek.com](http://patek.com)

### Ascona

Orologi Gioielli Herschmann,  
Piazza Giuseppe Motta/Lungolago

### Basel

Gübelin, Freie Strasse 27  
Seiler, Gerbergasse 89

### Bern

Zigerli+Iff, Spitalgasse 14

### Davos Platz

Chronometrie Stäuble, Promenade 71

### Gstaad

Villiger Gstaad AG, Promenade

### Interlaken

Kirchhofer Haute Horlogerie II,  
Höheweg 56

### Klosters

Maissen, Bahnhofstrasse 15

### Lugano

Gübelin, Via Nassa 27  
Mersmann SA, Via Nassa 5  
Somazzi SA, Via Nassa 36

### Luzern

Gübelin, Schwanenplatz

### St. Moritz

Gübelin, Via Serlas/Palace Galerie

### Vaduz/FL

Huber im Weissen Würfel

### Zermatt

Haute Horlogerie Schindler SA,  
Bahnhofstrasse 15

### Zug

Lohri AG, Neugasse 9

### Zürich

Patek Philippe Boutique at Beyer,  
Bahnhofstrasse 31

Gübelin, Bahnhofstrasse 36





Eine Patek Philippe gehört einem  
nie ganz allein.

Man erfreut sich ein Leben lang an ihr,  
aber eigentlich bewahrt man  
sie schon für die nächste Generation.



Twenty-4® Ref. 4910/11R



# Ihr Immobilienraum?



4 ½ - 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8955 **Oetwil a.d. Limmat**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ - 6 ½ Zi. Doppel-Reihen-Einfamilienhäuser  
8414 **Buch am Irchel**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 895'000.-, Bezug ab Frühling 2020  
[www.wilerbuch.ch](http://www.wilerbuch.ch)



3 Zi. und 4 Zimmer Mietwohnung  
8708 **Männedorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Miete ab 2'500.- p/Mt. exkl NK, Bezug nach Vereinb.  
[www.loft-neugut.ch](http://www.loft-neugut.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.glattwies.ch](http://www.glattwies.ch)



4 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8413 **Neftenbach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, Eckhaus  
8118 **Pfaffhausen**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 1'140'000.-, Bezug ab Sommer 2020  
[www.luckenholz.ch](http://www.luckenholz.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Wohnungen, 2 DEFH  
8332 **Rumlikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis ab 880'000.-, Bezug ab Frühling 2020  
[www.grueens-doerfli.ch](http://www.grueens-doerfli.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8545 **Rickenbach**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



5 ½ Zi. Maisonette-Eigentumswohnungen  
8125 **Langnau a. Albis**, M. Knecht Tel. 044 804 34 34  
**Sorry, es sind leider alle Einheiten verkauft!**  
Preis ab 1'795'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.bellesterrasses.ch](http://www.bellesterrasses.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8953 **Dietikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis ab CHF 770'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.duo-dietikon.ch](http://www.duo-dietikon.ch)



5 ½ und 6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
8913 **Ottenbach**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8143 **Stallikon**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis 950'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.zuerikon.ch](http://www.zuerikon.ch)



4 ½ Zi. Atriumhäuser und 3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen  
8302 **Kloten**, Kevin Braunwalder Tel. 043 255 88 88  
Preis ab 935'000.-, Bezug ab Winter 2020  
[www.panoramaweg-kloten.ch](http://www.panoramaweg-kloten.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



4 ½ und 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8484 **Weisslingen**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis ab CHF 1'110'000.-, Bezug ab Winter 2020/21  
[www.paradislig.ch](http://www.paradislig.ch)



4 ½ - 6 ½ Terrassenwohnungen  
8103 **Unterengstringen**, R. Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis ab CHF 1'790'000.-, Bezug ab Winter 2020/21  
[www.sparrenberg.ch](http://www.sparrenberg.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8127 **Aesch-Maur**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
**Standort:** [www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8493 **Saland**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab 495'000.-, Bezug ab Sommer 2020  
[www.ammuelibach.ch](http://www.ammuelibach.ch)



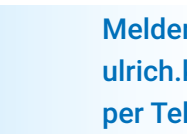
5 ½ Zi. Einfamilienhäuser  
8458 **Dorf**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.soonbylepa.ch](http://www.soonbylepa.ch)




**Haben Sie ein Grundstück auf dem  
Immobilienräume verwirklicht  
werden können?**



3 ½ und 5 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
8615 **Wermatswil**, Désirée Keller Tel. 044 316 13 15  
Preis ab CHF 1'115'000.-, Bezug ab Frühling 2021  
[www.leuberg.ch](http://www.leuberg.ch)



**Melden Sie sich bei unserem Chef**   
[ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder  
per Telefon 052 235 80 00.



4 ½ Zi. Attika-Terrassenhaus  
8309 **Birchwil**, Ramona Schiesser Tel. 044 316 13 21  
Preis 2'040'000.-, Bezug ab Winter 2019/20  
[www.mira-birchwil.ch](http://www.mira-birchwil.ch)

**Lerch & Partner**  
GENERALUNTERNEHMUNG AG  
**Lerch Partner** 

**You Tube**

Zürcherstrasse 124 Postfach 322  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00

**EIGENHEIM  
MESSE  
SCHWEIZ**  


**Wir nehmen an den folgenden  
Immobilienmessen teil:**

**Eigenheimmesse Schweiz in Zürich**  
5. - 8. Sept. 2019, Messe Zürich, Halle 6

**SVIT Immobilien-Messe in Zürich**  
27. - 29. März 2020, Lake Side Zürich

Stand April 2019



Die Bundesanwaltschaft sorgt wieder einmal für fette Schlagzeilen. Es sind, wie fast immer, keine Erfolgsmeldungen. Bundesanwalt Michael Lauber steht unter Druck, weil er mehrfach Geheimtreffen unter anderem mit Fifa-Präsident Gianni Infantino hatte. An eines dieser Treffen wollten sich die Beteiligten partout nicht erinnern, obwohl es nachweislich stattgefunden hat. Was wollen sie verheimlichen? Gab es Absprachen? Das Schlamassel ist jedenfalls angerichtet. Nur schon der Anschein der Befangenheit ist eine Katastrophe für den Bundesanwalt und seine Behörde. In dieser Ausgabe beleuchten wir den Fall aus verschiedenen Perspektiven. Urs Paul Engeler, einer der besten Kenner der Materie mit historischem Tiefenblick, zeigt auf, dass die Bundesanwaltschaft eine Missgeburt ist. Sie sei eine Fehlkonstruktion und habe immer wieder gescheiterte Figuren angezogen. Gefährlich könnte die Affäre aber auch für Gianni Infantino werden. Unsere Titelgeschichte von letzter Woche – mit der Nachricht, dass Joseph Blatter seinen Nachfolger an der Fifa-Spitze verklagt – ging um die Welt. Wie die Fifa darauf reagiert und was von dieser Reaktion zu halten ist, lesen Sie im Artikel von Philipp Gut. **Seite 13, 18–21**

Dana Rohrabacher hat eine Biografie, die Hollywood nicht packender schreiben könnte: Von Prag über Vietnam bis Afghanistan warf sich der *beach boy* aus Kalifornien während des Kalten Kriegs den Kommunisten in die Schusslinie. Heute geht der fanatische Surfer für eine andere Passion – Marihuana – auf die Barrikaden. «Legalize it!», lautet sein Kampfspruch. Diesen Donnerstag kommt Ronald Reagans ehemaliger Redenschreiber nach Zürich, wo er an der «International Cannabis Business Conference» auftritt. «Meine Sternstunde schlug am Brandenburger Tor», erzählte Rohrabacher Urs Gehrig vor seinem Abflug in die Schweiz. 1987 hatte er Reagans historische Mauer-Rede nach Westberlin geschmuggelt. «Nachdem ich sie dem Präsidenten in die Hände gedrückt hatte, wusste ich, dass der Kalte Krieg vorbei war.» **Seite 14**

Es gibt in Deutschland wenige Experten, die sich in Energiefragen so gut auskennen wie der Hamburger Professor und SPD-Politiker Fritz Vahrenholt. Als langjähriger Umweltsenator von Hamburg, Berater der Regierung von Gerhard Schröder und Spezialist für Neue Erneuerbare Energien (NEE) bei Grossfirmen gehört er zu den Pionieren des ökologischen Umbaus Deutschlands. Vahrenholt warnte indes auch als einer der Ersten vor den Gefahren und Nebenwirkungen der Energiewende. Neben den exorbitanten Kosten sind es vor allem die Launen der Witterung, die den Ersatz von ther-



**Anbahnendes Milliarden-Fiasko:** Fritz Vahrenholt.

mischen Kraftwerken durch erneuerbare Energieträger zur Illusion machen: Der Flatterstrom von Wind und Sonne fällt selten dann an, wenn man ihn braucht; Stromspeicher in der benötigten Grösse sind in absehbarer Zeit weder ökonomisch noch ökologisch zu verantworten. Dies zeigt auch eine grossangelegte Studie im Auftrag des Bundes, an der sich die besten Fachleute Deutschlands beteiligten, in erschreckender Deutlichkeit. Trotzdem gehört Vahrenholt zu den ganz wenigen, die es wagen, öffentlich auf das sich anbahnende Milliarden-Fiasko hinzuweisen. Es freut und ehrt uns, Fritz Vahrenholt als Autor in der *Weltwoche* begrüßen zu dürfen. **Seite 24**

Ralf König ist der erfolgreichste Comic-Zeichner im deutschsprachigen Raum, sieben Millionen Bücher hat er bislang verkauft. Mit Geschichten wie «Der bewegte Mann», die teils im Schwulen-Milieu spielen, hat er in den letzten vierzig Jahren einen enormen Beitrag geleistet zur Anerkennung von Homosexuellen. Nun wird ihm selber Diskriminierung vorgeworfen. Ein grosses Wandbild von ihm soll deswegen entfernt werden. Die Angriffe kommen nicht etwa von Schwulenfeinden, sondern aus der schwul-lesbischen Szene. Einige von Königs lustigen Knollennasenfiguren seien verletzend, heisst es. Man könnte diese Geschichte als Skurrilität abtun, wäre sie nicht Ausdruck einer Gesellschaft, in der sich immer mehr Personen und Gruppen angegriffen fühlen – in der die vielen Empfindlichkeiten den Humor zunehmend zurückdrängen. **Seite 62**

*Ihre Weltwoche*

Impressum

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die *Weltwoche* erscheint donnerstags.  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,  
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch,  
leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,  
E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** www.weltwoche.ch  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91  
E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter  
www.weltwoche.ch/abo

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.),  
Beat Gygi (*Wirtschaft*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Michael Bahnerth, Rico Bandle (*Leitung Kultur*),  
Alex Baur, Erik Ebnetter, Katharina Fontana,  
Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Hubert Mooser,  
Christoph Mörgeli, Florian Schwab,  
Roman Zeller (*Volontär*)

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann,  
Silvio Borner, Henryk M. Broder,  
Peter Hartmann, Pierre Heumann,  
Andreas Honegger, Mark van Huisseling,  
Hansrudolf Kamer, Peter Keller,  
Wolfram Knorr, Wolfgang Koydl,  
Franziska K. Müller, Matthias Matussek,  
Daniela Niederberger, Linus Reichlin,  
Thomas Renggli, Chris von Rohr,  
Peter Ruch, Peter Rüedi,  
Thilo Sarrazin, Kurt Schiltknecht,  
Beatrice Schlag (*Los Angeles*), David Schnapp,  
Claudia Schumacher, Hildegard Schwaninger,  
Eugen Sorg, Sacha Verna (*New York*),  
Tamara Wernli, Max Wey,  
Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*),  
Kurt W. Zimmermann  
**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*),  
Karin Erdmann  
**Bildredaktion:** Jasmin Karim (*Assistentin*)  
**Korrektur:** Cornelia Bernegger (*Leitung*),  
Viola Antunovits, Renate Brunner,  
Nadia Ghidoli, Sandra Noser,  
Katharina Dillier, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*),  
Inga Huber

**Verlag:**  
**Verlagsleiter:** Sandro Gianini  
**Anzeigenverkauf:** Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigen-Innendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch  
**Online-Vermarktung:** Jonlinio GmbH  
**Tarife und Buchungen:** weltwoche@jonlinio.com

**Betriebsleiter:** Guido Bertuzzi  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC,  
Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Ständerats-  
kandidat



# Roger Köppel spricht

in allen 162 Gemeinden des  
Kantons Zürich! Mehr Infos auf  
[www.rogerkoepfel.ch](http://www.rogerkoepfel.ch)  
[www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

Ständeratskandidat Roger Köppel (SVP) wird bis zum Wahltag, dem 20. Oktober 2019, alle 162 Gemeinden im Kanton Zürich besuchen und mit der Bevölkerung direkt über die dringendsten Probleme unseres Landes sprechen.

Thema

**Für eine freie und weltoffene Schweiz:**

- Kein EU-Unterwerfungsvertrag
- Keine rot-grüne Klimadiktatur
- Schluss mit der masslosen Zuwanderung

Jedermann ist herzlich eingeladen. Kommen auch Sie! Lernen Sie Roger Köppel, Chefredaktor **DIE WELTWOCH**, in Ihrer Wohngemeinde kennen und diskutieren Sie mit. Sie können alles fragen.



Frei und sicher.

	Adlikon	12. April
	Adliswil	13. April
	Aesch (ZH)	13. April
	Aeugst am Albis	20. Mai
	Affoltern am Albis	21. Juni
	Altikon	18. Mai
	Andelfingen	18. Mai
	Bachenbülach	17. Mai
	Bachs	11. Mai
	Bäretswil	29. Mai
	Bassersdorf	15. Juni
	Bauma	12. Mai
	Benken (ZH)	22. Juni
	Berg am Irchel	10. Juli
	Birmensdorf (ZH)	24. Juni
	Bonstetten	27. Juni
	Boppelsen	5. Juli
	Brütten	6. Juli
	Bubikon	6. Juli
	Buch am Irchel	2. August
	Buchs (ZH)	11. Juli
	Bülach	12. Juli
	Dachsen	15. Mai
	Dägerlen	13. Juli
	Dällikon	30. August
	Dänikon	4. August
	Dättlikon	3. August
	Dielsdorf	11. August
	Dietikon	3. August
	Dietikon	4. August
	Dinhard	5. August
	Dorf	7. August
	Dübendorf	29. Juni
	Dürnten	8. August
	Egg	9. August
	Eglisau	10. August
	Elgg	10. August
	Ellikon an der Thur	18. August
	Elsau	23. August
	Embrach	3. Juli
	Erlenbach (ZH)	15. August

	Fällanden	16. September
	Fehraltorf	17. August
	Feuerthalen	17. August
	Fischenthal	18. August
	Flaach	1. September
	Flurlingen	24. August
	Freienstein-Teufen	19. August
	Geroldswil	22. August
	Glattfelden	24. August
	Gossau (ZH)	28. August
	Greifensee	29. August
	Grüningen	15. Juni
	Hagenbuch	22. Juni
	Hausen am Albis	4. September
	Hedingen	12. September
	Henggart	5. September
	Herrliberg	7. September
	Hettlingen	7. September
	Hinwil	8. September
	Hittnau	8. September
	Hochfelden	9. September
	Hombrechtikon	14. September
	Horgen	14. September
	Höri	15. September
	Humlikon	15. Oktober
	Hüntwangen	19. September
	Hüttikon	20. September
	Illnau-Effretikon	21. September
	Kappel am Albis	21. September
	Kilchberg (ZH)	22. September
	Kleinandelfingen	23. September
	Kloten	27. September
	Knonau	28. September
	Küsnacht	28. September
	Langnau am Albis	29. September
	Laufen-Uhwiesen	29. September
	Lindau	2. Oktober
	Lufingen	3. Oktober
	Männedorf	4. Oktober
	Marthalen	16. Juni
	Maschwanden	6. Oktober

	Maur	12. Oktober
	Meilen	9. Juli
	Mettmenstetten	11. Oktober
	Mönchaltorf	19. Oktober
	Neerach	17. August
	Neftenbach	10. Oktober
	Niederglatt	19. Juli
	Niederhasli	5. Oktober
	Niederweningen	28. September
	Nürensdorf	12. Oktober
	Oberembrach	16. Juli
	Oberengstringen	13. Oktober
	Oberglatt	13. Oktober
	Oberrieden	14. Oktober
	Oberweningen	18. Oktober
	Obfelden	1. Juni
	Oetwil am See	13. Juni
	Oetwil an der Limmat	1. Juni
	Opfikon	23. Juni
	Ossingen	2. Juni
	Otelfingen	2. Juni
	Ottenbach	1. Juli
	Pfäffikon	5. Oktober
	Pfungen	10. Mai
	Rafz	30. Juni
	Regensberg	11. September
	Regensdorf	23. Juni
	Rheinau	18. Juli
	Richterswil	30. Juni
	Rickenbach (ZH)	4. Juni
	Rifferswil	12. Juni
	Rorbas	3. Juni
	Rümlang	14. Juli
	Rüschlikon	14. August
	Russikon	18. Juni
	Rüti (ZH)	11. Mai
	Schlatt (ZH)	15. Juli
	Schleinikon	5. Mai
	Schlieren	16. Oktober
	Schöfflisdorf	19. Mai
	Schwerzenbach	19. Juni

	Seegräben	12. Oktober
	Seuzach	25. Mai
	Stadel	6. Mai
	Stammheim	6. Oktober
	Stäfa	19. Oktober
	Stallikon	14. Juli
	Steinmaur	17. Juni
	Thalheim an der Thur	24. Mai
	Thalwil	18. September
	Trüllikon	11. Mai
	Truttikon	13. Juli
	Turbenthal	13. September
	Uetikon am See	11. August
	Uitikon	11. Juni
	Unterengstringen	10. September
	Urdorf	17. Juli
	Uster	14. Juli
	Volken	9. Oktober
	Volketswil	12. Mai
	Wädenswil	1. August
	Wald (ZH)	22. September
	Wallisellen	6. September
	Wangen-Brüttisellen	20. Juli
	Wasterkingen	19. Mai
	Weiach	15. Juni
	Weiningen (ZH)	25. September
	Weisslingen	8. Oktober
	Wettswil am Albis	6. August
	Wetzikon	13. Juli
	Wiesendangen	26. September
	Wil (ZH)	21. Juli
	Wila	26. Juni
	Wildberg	19. Oktober
	Winkel	5. Oktober
	Winterthur	15. September
	Zell (ZH)	1. Oktober
	Zollikon	15. April
	Zumikon	7. Oktober
	Zürich	27. Mai



# Game of Thrones

Das grandiose Fernsehspektakel geht zu Ende. Von Roger Köppel

In einer der grossen düsteren Szenen der Fantasy-Reihe «Game of Thrones» legt Daenerys Targaryen, Mutter der Drachen, Königin der sieben Reiche, ihre Hauptstadt, die sie eben erobert hat, mit ihrem feuerspeienden Flugmonster in Schutt und Asche. Es ist eine Mischung aus Dresden und Hiroshima in einem fiktiven Mittelalter auf den fiktiven Kontinenten Westeros und Essos. Nur ist der Krieg längst gewonnen, die Verwüstung nur noch grausam und sinnlos.

Alles brennt die zornige Blondine nieder. In den Strassen muss sich ihre eigene Armee vor dem Feuersturm der Chefin retten. Sogar ihr Geliebter Jon Snow, der eigentlich ihr Neffe und der wahre König ist, kommt im Flammenmeer fast um. Ist die Drachenkönigin, die bisher die ganz grosse Heldin, die Sympathieträgerin mit einer weltweiten Fan-Gemeinde war, verrückt geworden? Und wenn ja: Warum? Aus enttäuschter Liebe? Wegen der Macht? Oder stimmt etwas an ihren Genen nicht?

Das sind die Fragen, die sich Tausende, ja Millionen von Fernsehzuschauern seit letztem Montagmorgen mitteleuropäischer Zeit stellen. Zehntausende von Tweets sind abgefeuert worden. Auf den sozialen Medien läuft die philosophische Diskussion, ob die Drehbuchautoren mit der jüngsten, zweitletzten Folge des seit über sieben Jahren dauernden, mit Preisen überhäuft Fantasy-Epos total versagt oder doch eher neue Höhen der Genialität erklommen haben.

In einer Woche wissen wir es. Dann wird die allerletzte Folge, das Grande Finale ausgestrahlt.

Was macht den enormen Erfolg aus?

Hollywood krankt an politischer Korrektheit. Seit Trump im Weissen Haus sitzt, sind die Filme schlechter geworden. Die Parteilager belauern sich unversöhnlich wie die Armeen von Westeros, und mittlerweile haben die Pressekonferenzen des Präsidenten den höheren Unterhaltungswert als das amerikanische Mainstream-Kino.

Mit einer grossen Ausnahme: «Game of Thrones».

Man könnte fast meinen, die Serie sei ausdrücklich gegen den Zeitgeist geschrieben worden, ein Schwerthieb gegen das neue Frömmertum. Es gibt diese grossartige Sequenz, als Cersei Lannister, die verführerisch-böse Gegenspielerin der Drachenfrau, die Kathedrale ihrer Hauptstadt Königsmund in einem brutalen

Terrorakt selber in die Luft sprengt mitsamt ihren dort zum Ritual versammelten Feinden, allen voran die religiöse Tugendsekte der «Spatzen», die in ihrem Reich ein Schreckensregime, eine Moralismuskultur errichtet haben.

Die Sprengung ist wunderbar inszeniert, genüsslich bis ins letzte Detail gedehnt, jede Sekunde auskostend, bevor dann der alles erlösende Urknall die Tugendverbrecher in einer grünlichen Plasmawolke verdampft. Keiner dieser fürchterlichen Gutmenschen überlebt das Inferno, und man hat nicht den Eindruck, dass Autor George R.R. Martin und die Produzenten darüber merklich bestürzt wären.

Keine Frage: Bei ihrer Explosion hatten sie auch die heutigen «Spatzen» im Visier, die Kultur, Medien, Politik, Kirchen, Schulen und Oscar-Feiern bevölkern.

Natürlich lebt die Serie von Martins kolossaler Romanvorlage. Sein «Lied von Feuer und Eis» ist keine öko-esoterische Fantasy-Saga wie der Klassiker «Herr der Ringe». Trotz sparsam eingestreuten Hexen, Zaubern, Drachen, Riesen und sogar Zombies ist die Serie von schonungslosem Realismus geprägt. Das macht es aus.

Der Mensch kommt nicht vor, wie ihn sich Sozialtherapeuten vorstellen, sondern so, wie er ist, gut und böse wild durchmischt, ein abgründiges Raubtier, das zu Grausamkeiten, aber eben auch zu Liebe, Zärtlichkeit und Heldentum fähig ist.

Als vage Inspirationsvorlage dient die britische Geschichte des Mittelalters («Rosenkriege»). Auch Motive deutscher Heldensagen kommen vor.

Die Serie fasziniert nicht zuletzt durch die kreative Aneinanderreihung menschlicher Ge-

meinheiten, aus denen sich die Hauptfiguren immer wieder herauswinden, oder eben nicht.

Provokativ ist, dass die Serie auch ihre Bösewichter liebevoll behandelt. Man macht es dem Zuschauer nicht leicht, die *bad guys* zu hassen.

Obwohl alles frei erfunden ist, hat man bei «Game of Thrones» oft mehr das Gefühl von Wirklichkeit als bei einer Nachrichtensendung über amerikanische Innenpolitik.

Die interessanteste Figur ist Tyrion Lannister, der Zwerg, ein blitzgescheiter Machtpolitiker und Selbstironiker zwischen den Schlachtbänken. Seine Dialoge sind die besten.

Tyrion: «Ein weiser Mann sagte einmal, die wahre Weltgeschichte ist eine Geschichte von grossen Gesprächen in eleganten Räumen.»

Kollegin: «Wer sagte das?»

Tyrion: «Ich, gerade jetzt.»

Kurz vor der drohenden Auslöschung durch die Zombie-Armee unter dem mysteriösen «Nachtkönig» unterhält sich Tyrion mit seiner früheren Gemahlin Sansa Stark.

Tyrion: «Wir hätten verheiratet bleiben sollen.»

Sansa: «Ihr wart der Beste unter meinen Ehemännern.»

Tyrion: «Welch furchterregender Gedanke.»

Es fehlt der pädagogische Kram. Das Leben ist immer bedroht, und auch die Guten sterben. Die Zivilisation ist eine dünne Schicht. Die meisten Hollywoodfilme feiern den amerikanischen Kult des heldenhaften Einzelnen. Diese glorreiche Egozentrik gibt es nicht bei «Game of Thrones». Nur gemeinsam kann man überleben. Es wirken überpersönliche Mächte. Selbst die Helden sind nur Ameisen, die jederzeit zerquetscht werden können.

Der Sinn des Lebens? Zähne zusammenbissen und weiterkämpfen.

Auf dem Internet fragen sich die Experten, ob das Grande Finale die extremen Erwartungen erfüllen kann. Die besten Kenner haben das Gefühl, am Finish hätten zu viele Hollywoodianer mitgepfuscht. Der tragisch-ironische Grundton von Autor Martin drohe in einem konventionellen Mainstream-Furioso überdröhnt zu werden. Mal sehen.

Wird am Ende doch noch Jon Snow, der traurige König wider Willen und einer der ganz wenigen ausschliesslich Guten, den Thron besteigen? Schafft es die jugendliche Killer-Amazone Arya Stark, die einen anderen Königs-erben an der Angel hat? Oder triumphiert trotz allem die verrückte Drachendreiterin?

So sehr sich alle das Happyend wünschen, nichts würde dem Sinn der Serie wohl stärker widersprechen.

Mehr zum Thema: Seite 66



Killer-Amazonen: Arya Stark.

Im Schnitt einfach besser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.

PYRAMIDE KLINIK AM SEE



Über dem Nebel: Martin Horat. Seite 44



«Mega toxisch»: Laura Zimmermann. Seite 34



«Ich bin für den freien Konsum von Cannabis für alle Erwachsenen.»

Dana Rohrabacher: Seite 14

## Titelgeschichte

62 **Achtung, Humor!** Schwulenaktivist Ralf König unter Beschuss

## Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 11 **Kommentare**  
Können Männer Frauen sein?
- 12 **Gewalt** Kniefall der Polizei
- 13 **Eilmeldung** Blatter oder Infantino:  
Wer sagt die Unwahrheit?
- 14 **Kopf der Woche** Dana Rohrabacher:  
Kommunistenjäger, Graskönig
- 22 **Die chinesische Sicht** Geng Wenbing  
über das Freihandelsabkommen
- 24 **Essay der Woche** Energiewende:  
Das 4600-Milliarden-Fiasko
- 26 **Mörgeli**  
Grün ist die Hoffnungslosigkeit
- 26 **Bodenmann**  
Kügeli-Dealer wissen: Keine Mails
- 27 **Medien** Der Fall J. S.-H.
- 27 **Die Deutschen** Wasserdampf
- 57 **Ausland** Chinas Schandmal

## Inland

- 18 **Bundesanwaltschaft** Bühne für  
Machthungrige und Gescheiterte
- 30 **Micheline Calmy-Rey**  
Die Alt-SP-Bundesrätin über die  
schweizerische Europapolitik
- 34 **Operation Libero**  
Die Schweiz, die sie meinen
- 40 **Asylpolitik** Streit um das  
butterweiche Heimreiseverbot

46 **Neuer Richter für Strassburg**  
Wer folgt auf Helen Keller?

## Ausland

- 50 **Europawahlen**  
EU-Skeptiker im Vormarsch
- 52 **Hervé Juvin** Le Pens Chefdenker  
propagiert ein «Europa der Nationen»
- 54 **Donald Trump** Kurt W. Zimmermann  
über die Golfkünste des US-Präsidenten
- 55 **Inside Washington**  
Der andere Trump
- 58 **Integration, nicht Selbstaufgabe**  
2000 Jahre jüdische Assimilation

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 42 **Ruag-Konzern**  
Das Experiment ist gescheitert
- 44 **Martin Horat** Wetterschmöckers  
Gespür fürs Klima
- 47 **Preiskrieg im öffentlichen Verkehr**  
Streit um Kunden und Tarife

## Kultur & Gesellschaft

- 36 **Rapperin Loredana**  
Nachrichten aus dem Prolliversum
- 38 **Zirkus ohne Tiere?** Die Institution  
Zirkus steckt in der Krise
- 41 **Ehrenrunde durchs Niemandsland**  
Die Klubgeschichte der Grasshoppers
- 48 **Jürgen Klopp** Der deutsche  
Fussballtrainer erobert England
- 65 **Grand Prix Musik**  
Geldsegen für Günstlinge

- 66 **«Game of Thrones»**  
Das Ende des Fernseh-Epos
- 68 **Sibylle Berg**  
Im Bann der bösen Männer

## Rubriken

- 11 **Im Auge** Caster Semenya
- 16 **Personenkontrolle**
- 17 **Nachruf** Doris Day
- 28 **Darf man das?**
- 28 **Leserbriefe**
- 29 **Fragen Sie Dr. M.**
- 60 **Ikone der Woche**  
Hommage an die Kuh
- 70 **Die Bibel** Gedenken und begreifen
- 70 **Kino** «The Beach Bum»
- 71 **Knorrs Liste**
- 71 **Jazz** Fresu, Galliano, Lundgren
- 72 **Thiel** 5G
- 72 **Namen** Verschiedene Dimensionen
- 72 **Fast verliebt** Den Ex behalten
- 73 **Unten durch** Lockstoff
- 74 **Wein**  
Winkelried im Rüebliand
- 74 **Salz & Pfeffer**  
Sittich auf dem Dach
- 75 **Auto** Porsche Panamera GTS Sport
- 76 **Tamaras Welt**  
Einbürgerung trotz Mehrehe





# Aus Liebe zum Dorf, wo alle Einwohner auf ein Selfie passen.

Das beschauliche Dorfleben, wo jeder sich mit Namen kennt, gehört zu Mathon GR wie der Volg. Und wie in Mathon sind unsere Läden für über 580 Schweizer Dörfer da: klein, aber grossartig für alles, was man für Alltag und Festtag braucht. Darunter viele Spezialitäten von lokalen Produzenten rund ums Dorf, die wir persönlich kennen. Genauso wie unsere Kundinnen und Kunden. Aus Liebe zum Dorf.

[volg.ch/dorfgeschichten](http://volg.ch/dorfgeschichten)

**Volg**  
*frisch und fründlich*





© Fotolia



## VIP-Leserreise ins Silicon Valley «Digital Journey 2019»

Apple, Intel, Google, Adobe, Yahoo, Tesla, Amazon – diese und andere Überflieger im Silicon Valley haben die Welt revolutioniert. Auf unserer Expertenreise vom 13. bis 19. Oktober 2019 haben Sie die einmalige Chance, das Tech-Mekka aus unmittelbarer Nähe zu erleben.

Was anderswo noch undenkbar ist, wird im Silicon Valley bereits umgesetzt. In der kalifornischen Wüste wird experimentiert, riskiert und investiert – und dies mit atemberaubender Geschwindigkeit. Die Gründer kommen aus aller Welt, um ihre Ideen zum Fliegen zu bringen. Sie sind hungrig, wollen gewinnen – und haben keine Angst zu scheitern. Die Digitalisierung von morgen ist hier schon heute spürbar. Auf unserer «Digital Journey» lernen Sie Start-ups, etablierte Hightech-Unternehmen und Investoren kennen, und erhalten Einblick in das Innenleben der Superstars, tauschen sich mit Entscheidungsträgern aus. Vor allem profitieren Sie von Inspiration und unbezahlbaren Tipps für Ihre eigenen Visionen!

### Ihre Reiseleiter:

Vor Ort werden Sie persönlich begleitet von Patric Preite (CEO interactive friends ag) und Stefan Stengel (CEO Tec Tours). Beide haben bereits mehrere Journeys ins Silicon Valley und nach Tel Aviv organisiert.

### Reiseprogramm

#### 1. Tag, Sonntag: Anreise

Swiss-Direktflug nach San Francisco (Flug LX38, Abflug um 13:10 Uhr, Ankunft um 16:00 Uhr); Hotel-Transfer

#### 2. bis 6. Tag, Montag bis Freitag: San Francisco und Silicon Valley

Briefing, Beginn Unternehmens- und Startup-Besuche, Investorevents in San Francisco und im Silicon Valley; Geplante Besuche: Tesla, Google, Audi, Facebook, Airbnb, Pivotal, Smaato, HAX, Slack, SAP Hana House Draper University, Stanford Universität, div. kleine Startups, Plug and Play Startup Pitch Sessions, Swissnex (Schweizer Botschaft). Das definitive Programm wird vor Reisebeginn mitgeteilt; Überraschungs-Event in San Francisco

#### 7. Tag, Samstag: Rückreise

Tag zur freien Verfügung; Rückflug Swiss-Direktflug nach Zürich (Flug LX39, Abflug 19:55 Uhr, Ankunft 15:45 Uhr +1d)

### Platin-Club-Spezialangebot

«Digital Journey 2019» – Leserreise ins Silicon Valley

Datum: 13. bis 19. Oktober 2019

#### Leistungen:

- 6 Übernachtungen im Einzelzimmer inkl. Frühstück (3-4 Stern-Hotel)
- Transport mit einem Privatbus vom Hotel zu den Unternehmen/Events und wieder zurück ins Hotel
- Alle Besuche bei Unternehmen und Events im Silicon Valley
- Reiseleitung Patric Preite und Stefan Stengel
- Einladung zum Überraschungs-Event und Dinner am Freitagabend, 18. Oktober 2019, restliche Verpflegung auf eigene Kosten
- Direktflug mit SWISS Zürich > San Francisco > Zürich (zirka 1'200 Franken in der Economy-Class) auf eigene Kosten; Flug kann auf Wunsch organisiert werden

#### Preis (pro Person):

Für Weltwoche-Abonnenten: Fr. 5400.–  
Für Nicht-Abonnenten: Fr. 5900.–  
Flug Economy-Class: ca. Fr. 1'200.–

#### Veranstalter:

interactive friends ag, 9000 St. Gallen,  
www.interactivefriends.ch

#### Buchung:

Reservieren Sie über Telefon 071 577 35 00 oder unter [www.interactivefriends.ch/platinclub](http://www.interactivefriends.ch/platinclub) oder [info@interactivefriends.ch](mailto:info@interactivefriends.ch)

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



# Wann ist eine Frau eine Frau?

Von Katharina Fontana — Die Transgender-Debatte treibt immer wunderlichere Blüten. Das biologische Geschlecht gilt als überholt. Die Leidtragenden werden die Frauen sein.



Der eigene Wunsch, sein zu dürfen, was man sein will, zählt.

Es ist noch nicht lange her, dass das Leben für Transmenschen auch in der westlichen Welt kein Zuckerschlecken war. Neben ihrer ohnehin schon komplizierten Gefühlslage sahen sich die Männer, die gerne Frauen sein wollten, und die Frauen, die gerne Männer sein wollten, einer Welt gegenüber, in der sie als Exzentriker oder als Lachnummer galten. Das hat sich geändert, und das ist gut so: Jeder soll leben dürfen, wie er will. Seit einiger Zeit aber treibt man es mit der Rücksichtnahme auf die Befindlichkeit der Transmenschen zu weit, der Minderheitenschutz läuft langsam, aber sicher aus dem Ruder. Das Geschlechtsproblem, mit dem das Splittergrüppchen konfrontiert ist, wird nämlich zum Anlass genommen, um die herkömmliche Vorstellung von Mann und Frau generell über Bord zu kippen. Es ist mittlerweile fast schon ein Dogma, dass nicht die Biologie darüber entscheidet, wer zu welchem Geschlecht gehört, sondern dass einzig und ausschliesslich der eigene Wunsch, sein zu dürfen, was man will, zählt. Geschlecht habe nichts mit Anatomie zu tun, sondern stelle eine soziale Konstruktion dar, heisst es



Maya Forstater.

heute. Das bedeutet: Jeder Mensch, der sich selber als Frau oder als Mann identifiziert, ist eine Frau oder ein Mann, egal, wie es bei ihm oder ihr unterhalb der Gürtellinie aussieht.

## Neue Geschlechtsgenossinnen

Wie mächtig die Transgender-Ideologie schon geworden ist und wie klein der Spielraum für abweichende Meinungen, zeigt ein Beispiel aus Grossbritannien, das von der *Sunday Times* vor wenigen Tagen publik gemacht wurde. Maya Forstater, eine bei einem Think-tank tätige Forscherin und Autorin für Gender-Fragen, hatte öffentlich die Meinung vertreten, dass ein Mann, der als Mann zur Welt gekommen ist, keine Frau sein könne. Vor zehn Jahren wäre diese Aussage wohl noch als Selbstverständlichkeit durchgegangen, doch inzwischen gilt eine solche Haltung in den massgebenden Kreisen bereits als Sakrileg. Die Forscherin erhielt die Kündigung. Ihre Sicht auf Männer, die sich innerlich als Frauen fühlten, wirke verletzend, hiess es.

Forstater ist mit ihrer Haltung freilich nicht allein. Nicht jede Frau kann sich mit der Idee anfreunden, dass ein Mann flugs zur Frau werden kann und man das akzeptieren muss, nur weil es die politische Korrektheit heute verlangt. Diese Art von Inklusion geht vielen zu weit, der Zulauf der neuen Geschlechtsgenossinnen wird als

»» Fortsetzung auf Seite 12

# Alles Testosteron?



Caster Semenya, 800-m-Läufer(in).

Ihre Romanze begann vor zwölf Jahren in Leiner Läuferinnengarderobe, als Caster Semenya zur Dopingkontrolle geführt wurde und Violet Raseboya aufbegehrte: «Was hat ein Boy hier zu suchen?» Inzwischen sind sie verheiratet und wünschen sich Zwillinge, nur ist es kompliziert mit der Elternschaft, denn Caster kann weder Mutter noch Vater werden. Sie ist eine Intersexuelle, ein Hermaphrodit, und als Olympiasiegerin und Weltmeisterin über 800 Meter hat sie «Kritik und Hass und eine Invasion in ihr Privatleben erduldet, nur weil sie den Mut hat, sich selber zu sein» (so die Online-Publikation *Let's Run*). Tiefe Stimme, Bartwuchs, Muskeln wie ein Kerl und viel, sehr viel Testosteron – nun auferlegt ihr das Urteil des Sportweltgerichts CAS eine medikamentöse Senkung des Testosteronwerts, sozusagen umgekehrtes Doping zur Wahrung der Chancengleichheit. Die andere Variante wäre: Freigabe des Testosterons, mit dem Frauen seit Generationen dopen.

Zur 100-Jahr-Gala der Leichtathletik-Organisation IAAF in Monte Carlo erschien vor sieben Jahren eine scheue, ungeschminkte Matrone, die niemand mehr erkannte: die Inhaberin des unschlagbaren Weltrekordes über 800 Meter, Jarmila Kratochvílová, 1:53,28 Minuten, gelaufen 1983 in München, damals ein Kraftbündel wie ein Möbelpacker. Nie zeigte sie sich den Gegnerinnen unter der Dusche.

Caster Semenya hat erwiesenermassen XY-Chromosomen, das heisst: Sie ist nach Definition ein männliches Wesen und wäre mit ihren Leistungen kaum männlicher Durchschnitt. Sie ist heute 28 Jahre alt, studierte Sportwissenschaften, hat einen hochdotierten Vertrag mit Nike und viele Preisgelder eingesammelt. Eine perfekte Karriere, aber ein laufendes Identitätsproblem. Auf einem Parkplatz in Cleveland setzte sich 1980 eine resolute alte Dame gegen einen Räuber zur Wehr und wurde erschossen. Sie trug eine blonde Perücke und den Namen Stella Walsh – die berühmteste amerikanische Sportlerin der dreissiger Jahre. Sie starb, laut Totenschein, als Mann. *Peter Hartmann*

Gefahr für die «echten» Frauen und deren Rechte angesehen. Dass diese Befürchtungen nicht aus der Luft gegriffen sind, zeigt der grotesk anmutende Fall von Karen White. White, die als Brite Stephen Wood geboren wurde und immer noch mit den körperlichen Attributen eines Mannes ausgestattet ist, versteht sich heute als Frau. Wood bzw. White hatte sich mehrfach an Frauen vergangen, wurde zu einer langen Freiheitsstrafe verurteilt – und in ein Frauengefängnis gesteckt, wo er bzw. sie, wen erstaunt's, Mitinsassinnen belästigte.

Wer nun meint, dass die Schweiz weit von solchen Entwicklungen entfernt sei, täuscht sich. Denn auch hierzulande will die Politik mit der Zeit gehen und sich vom traditionellen Mann-Frau-Verständnis verabschieden. Voraussichtlich noch dieses Jahr kommt eine Vorlage ins Parlament, die es Männern und Frauen erlauben soll, ihr amtliches Geschlecht schnell und unkompliziert zu ändern; eine einfache Erklärung auf dem Zivilstandsamt soll genügen. Der Betreffende muss kein medizinisches Attest vorlegen und keinen Tatbeweis erbringen, dass er auch körperlich eine Frau werden will; geschlechtsangleichende Operationen oder Hormontherapien sollen nicht nötig sein. Die Schweiz schliesst sich damit dem internationalen Trend an. So hat der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte vor einiger Zeit entschieden, dass der Staat die sexuelle Identität bei Transfrauen und Transmännern auch ohne operative oder andere Eingriffe anerkennen muss.

### Wo bleiben die Interessen der Frauen?

Man muss sich schon wundern, dass kaum jemand gegen diese Transgender-Politik protestiert und dass sich vor allem auch feministische Gruppierungen nicht deutlicher gegen das forcierte Einebnen der Geschlechtergrenzen wehren. Denn für Frauen könnte die ganze Sache weitreichende Folgen haben, und keine guten. Ob all der Anstrengungen in Politik und Gesellschaft, den Transmenschen das Leben zu erleichtern und sich modern-nichtbinär zu geben, drohen die Interessen der Frauen unterzugehen. Wenn die offensichtlichen körperlichen Unterschiede zwischen den Geschlechtern einfach ausgeblendet werden, werden die Frauen am Schluss die Leidtragenden sein. Ihre neuen «Schwestern», die im biologischen Sinn Männer sind, werden in viele Bereiche vordringen, in Beruf und Gesellschaft, in denen heute die Frauen stark sind. Und nicht nur das: Irgendwann kommt es so weit, dass Frauen und Mädchen, die in gewissen Situationen verletzlicher sind, Abstriche an ihrer Privat- und Intimsphäre hinnehmen müssen. Sie werden für sie reservierte Toiletten, Garderoben, Saunen, Spitalzimmer und anderes plötzlich mit «Frauen» teilen müssen, die einen Penis haben. Nichts gegen Minderheitenschutz – aber das kann es ja nicht sein.

## Gewalt

# Kniefall der Polizei

*Von Roger Köppel — Zürcher Hooligans können sich ungestört entfalten, obwohl die Polizei danebensteht. Sicherheit aber ist eine Staatsaufgabe. Der Fall GC ist auch ein Fall Schweiz.*

**L**etzter Sonntag, Muttertag. Es ist halb sechs Uhr abends. In Luzern liegen die Grasshoppers 0:4 hinten. Es ist der Abstieg. Der Untergang.

In der Zürcher Fankurve brodeln es. Irgendwann steigen Hooligans über Abschränkungen. Die Polizei im Stadion schaut zu, kann, will, mag es nicht verhindern. Befehl? Trauen sie sich nicht? Spielabbruch.

In Italien hätte man die Krawallmacher gar nicht erst ins Stadion gelassen. Spätestens jetzt wären sie in Deutschland festgenommen und weggefahren worden.

Die GC-«Fans» sind betrunken, einige haben Drogen intus. Sind frustriert, das kann man ver-

Die Polizei schaut zu.

Rietiker muss selber die Situation entschärfen. Da sich der Staat zurückzieht, avanciert der GC-Präsident zum Mediator und Sicherheitsdirektor im fremden Stadion.

Sicherheit ist die wichtigste, die älteste Staatsaufgabe. Das Gewaltmonopol hat der Staat, haben nicht die Hooligans. Theoretisch.

Rietiker entscheidet: Es ist zwar peinlich, aber besser als Eisenstangen oder Tumulte in Luzern, dass GC den Hooligans die Spielerleibchen als Trophäe überlässt. Man bringt die Leibchen. Die Situation beruhigt sich.

Tags darauf muss der Präsident Kritik einstecken. Medien werfen ihm vor, er sei eingeknickt. Man spricht von einem Kniefall. Rietiker wehrt sich. Er hat Recht.

Nicht er, die Behörden knickten ein. Nicht Rietiker, die Schweiz hat ein Problem. Wenn die Polizei zuschaut, zuschauen muss, während Hooligans den Betrieb blockieren und mit Eisenstangen drohen, läuft etwas falsch.

Gewiss: Auch die Klubs müssen aufpassen, welche Fans bei ihnen mitmarschieren. Aber die Sicherheit zu schützen, liegt beim Staat. Dafür gibt es die Armee. Dafür gibt es die Polizei.

Eine Polizei, die nur zuschaut, wenn etwas passiert, ist Ausdruck einer falschen Politik. Deshalb sagte Rietiker an einer Pressekonferenz:

«Wir wählen Politiker, die nichts machen. Vielleicht müssen wir andere wählen.»

Der neue GC-Präsident ist ein kluger Mann und ein erfahrener Unternehmer. Viel Zeit hat er in den USA verbracht. Seine Spezialität sind anspruchsvolle Sanierungen.

Zweifellos ist GC so ein Fall. Aber die Vorgänge in Luzern zeigen, dass auch die Schweiz sanierungsbedürftig ist.

Wie man hört, hatten Zürcher Kommunalpolitiker keine Freude an Rietikers kritischen Bemerkungen an die Adresse der Behörden.

Die empfindlichen Magistraten sollten auf den Unternehmer hören.

Nicht nur für illegale Migranten und andere Profiteure ist die Schweiz ein Magnet. Auch die Hooligans dürfen sich hier entfalten. Ungestört vor Polizisten.

Etwas ist faul im Staate Schweiz.



Die Polizei schaut zu: Hooligan-Paradies Schweiz.

stehen, aber ihr Verhalten ist nicht tolerierbar.

Sie fordern: Die GC-Spieler sollen sich vor ihnen bis auf die Unterhosen ausziehen.

Weigern sie sich, so drohen die Enttäuschten, gehe man mit Eisenstangen auf die Spieler los. Man wisse, wo sie wohnen. Gewalterpressung. Nötigung. Vor den Augen der Polizei. Aber nichts passiert.

Die Schweiz, im Mai 2019.

Irgendwann geht der neue GC-Präsident Stephan Rietiker runter auf den Rasen ins Getümmel. Der Mann ist Arzt und Unternehmer. Er weiss, wie es sich auf einer Intensivstation anfühlt. Auf den TV-Bildern wirkt er ruhig, unbeeindruckt von der Hitze auf dem Platz.

Es wird immer verrückter.

Weil die Polizei nichts tut, nimmt Rietiker, zum Glück Generalstäbler der Armee, Gott sei Dank haben wir ein Milizsystem, eine Lagebeurteilung zur Sicherheit vor. Es knistert. Ein falsches Wort, und es ist Krieg.

Mehr zum Thema: Seite 41



# Blatter oder Infantino: Wer sagt die Unwahrheit?

Von Philipp Gut — Die Fifa weist die in der *Weltwoche* erhobenen schweren Vorwürfe von Joseph Blatter zurück. Dahinter steckt ein durchsichtiges PR-Manöver. Der suspendierte Präsident legt nach.



Verschärfte Attacke: Fifa-Präsidenten Blatter (l.), Infantino.

Die News ging um die ganze Welt. Letzte Woche enthüllten wir, dass Joseph «Sepp» Blatter Gianni Infantino verklagen will. Von Europa über den arabischen Raum bis nach Asien und Amerika nahmen die Medien unsere Titelgeschichte über die «Abrechnung am Sonnenberg» auf. Sogar Anrufer aus Japan meldeten sich. Gern hätten wir für diese Nummer mit Infantino gesprochen, um seine Sicht der Dinge darzustellen. Doch der Präsident steht für Auskünfte in dieser Sache nicht zur Verfügung. Stattdessen versandte die Fifa auf Anfrage ein knappes Communiqué an die Medien. Die zwei Sätze haben es in sich. Sie lassen die Frage aufkommen: Wer sagt die Unwahrheit? Blatter oder Infantino und die Fifa?

Zur Erinnerung: Wie die *Weltwoche* berichtet hat, dreht sich die Auseinandersetzung um mehrere Punkte. Blatter macht einen «moralischen Schaden» geltend, ausgelöst durch – seiner Ansicht nach – falsche Angaben der Fifa über seine Bezüge. Die vom Weltfussballverband verbreiteten Aussagen entsprächen nicht der Wahrheit und seien rufschädigend. Blatter spricht gar von einer «lügenhaften Darstellung». Ein weiterer Streitpunkt betrifft persönliche Gegenstände, wie Blatters wertvolle Sammlung von Haute-Technologie-Uhren, welche die Fifa

noch immer zurückbehalte, obwohl sie ihm gehörten. Die *New York Times* brachte aufgrund der *Weltwoche*-Recherchen eine grosse Geschichte über diese Angelegenheit. Ein dritter Punkt sind offene Pensionskassenrechnungen. Blatter machte via *Weltwoche* publik, dass ihm die Fifa die Gelder einer speziellen Pensionskasse für Mitglieder des Fifa-Exekutivkomitees vorenthalte.

## «Das Statement der Fifa ist irreführend»

Was sagt die Fifa zu diesen schweren Vorwürfen? Sie weise «alle unbegründeten Forderungen» Blatters zurück, heisst in der Mittei-

## «Das hat nicht nur mit Gedächtnisschwund zu tun, auch mit Erziehung und Respekt.»

lung. Und weiter: «Wir können bestätigen, dass Herr Blatter seine Pension in Übereinstimmung mit dem Schweizer Pensionskassensystem erhält, wie jeder andere pensionierte Schweizer.» Die *Weltwoche* hat Blatter mit den Antworten der Fifa konfrontiert. «Das Statement der Fifa ist irreführend», sagt er. Die Fifa versuche, Verwirrung zu stiften und die Öffentlichkeit hinters Licht zu führen. Tatsache sei, was er in der letzten Aus-

gabe der *Weltwoche* publik gemacht habe: Ausstehend seien die Gelder aus der speziellen Pensionskasse für Exekutivkomitee-Mitglieder. Darauf, und nur darauf, beziehe sich sein Vorwurf. «Das ordentliche Pensionskassenguthaben habe ich mir mit 65 auszahlen lassen», erzählt er. Und verrät auch gleich, was er mit dem Geld gemacht hat: es in Immobilien investiert. Dies habe ihm sein Vater einst geraten, der Velo- und Motorradmechaniker gewesen war und später bei der Lonza arbeitete. Aktien könne man zerreißen, aber eine Liegenschaft nicht, so der Rat des Vaters.

Blatter verschärft seine Attacke von letzter Woche noch: «In meinem Fall leidet Gianni Infantino offenbar auch unter Gedächtnisverlust, wie beim Geheimtreffen mit Bundesanwalt Michael Lauber.» Damit spielt er auf ein nicht protokolliertes Treffen an, an das sich sämtliche Beteiligte partout nicht erinnern wollen. Bundesanwalt Lauber ist dadurch in ernsthafte Bedrängnis geraten. Diese Tage beraten Parlamentskommissionen in Bern über sein Schicksal. Auch die verschiedenen hängigen Ermittlungsverfahren der Bundesanwaltschaft gegen die Fifa könnten davon betroffen sein. Unter Berufung auf die fragwürdigen Geheimtreffen könnten Verfahrensbeteiligte wie Blatter dem Bundesanwalt und seiner Behörde Befangenenheit vorwerfen.

## Infantino schweigt

Aufschlussreich ist im zitierten Fifa-Statement auch die Aussage, der Weltfussballverband weise «alle unbegründeten» («groundless») Ansprüche zurück. Sie gestehe damit indirekt ein, dass es begründete Forderungen gebe, sagen mit dem Fall vertraute Juristen. Dies sei ein durchschaubares PR-Manöver. Blatter selbst betont: «Keine meiner Forderungen ist unbegründet.» Neben den erwähnten drei Hauptstreitpunkten nennt er noch eine Reihe weiterer strittiger Fragen. So habe die Fifa der Sepp Blatter Foundation einen Betrag von 200 000 Franken für wohltätige Zwecke versprochen, aber nie ausbezahlt. Zudem setzt sich Blatter nach eigenen Angaben dafür ein, dass die über 90-jährige Witwe des verstorbenen Fussballers und Fifa-Angestellten René Hüsey weiterhin eine Rente erhält, die sie im Sinne eines Härtefalls zugesprochen bekommen habe.

Für Blatter passt es ins Bild, dass Infantino nicht auf seine Vorstösse eingeht und sich auch nicht dazu äussert, obwohl er versprochen habe, die offenen Punkte nach seiner Wahl zum Präsidenten im Jahr 2016 zu regeln. Auf seine Briefe in diesem Zusammenhang habe Infantino nie geantwortet. «Das hat nicht nur mit Gedächtnisschwund zu tun, sondern auch mit Erziehung und Respekt», schießt Blatter scharf gegen seinen Nachfolger.



«Unsere Körper gehören uns»: der republikanische Politiker und Cannabis-Befürworter Rohrabacher.

## Kopf der Woche

# Vom Kommunistenjäger zum Graskönig

**Von Urs Gehrig** — Dana Rohrabacher bekämpfte einst Kommunisten mit Faust und Feder. Heute steigt Ronald Reagans ehemaliger Redenschreiber für den freien Konsum von Cannabis auf die Barrikaden. Seinen Freund Donald Trump wöhnt er auf seiner Seite. Nun tritt Rohrabacher in Zürich auf.

Im Frühling 1968 packt den braungebrannten, blonden Surfer aus Kalifornien das politische Feuer. Er reist nach Prag, wo er sich mitten in den Aufstand gegen die Kommunisten wirft. Der zwanzigjährige Sonnyboy vom Sunset Beach heisst Dana Rohrabacher. Genau zwei Jahrzehnte später stellt er sich erneut der kommunistischen Bedrohung, diesmal bewaffnet, Seite an Seite mit Mudschahedin in Afghanistan.

Wenig später zerfällt das Sowjetreich. Doch Rohrabachers Rivalität mit dem ehemaligen Feind aus dem Osten hat ein illustres Nachspiel. 1990 wird aus dem Fernduell ein direkter Schlagabtausch. Schauplatz ist jetzt Washington, D.C. Dort empfängt der frischgebackene Kongressabgeordnete Rohrabacher drei junge russische Politiker. Nach einer Partie Touch Football begibt sich die ausgelassene Crew in die «Kelly's Irish Times», eine beliebte Spekulonke auf dem Capitol Hill.

In bierseliger Atmosphäre fordert Rohrabacher die Russen zum freundschaftlichen Armdrücken heraus. Sein Kontrahent, flan-

kiert von kräftigen Leibwächtern, ist der damalige stellvertretende Bürgermeister von St. Petersburg: Wladimir Putin. Niemand ahnt, was aus dem Mann dereinst werden wird. Sein Land hat den Kalten Krieg verloren. Doch nun nimmt der agile Russe Revanche. «Kaum hatte ich seine Hand gefasst, hebelte er mich auf die Tischplatte», wird sich Rohrabacher später an das denkwürdige Duell erinnern (*Weltwoche* Nr. 5/17).

Den Höhepunkt seiner Karriere erlebte Rohrabacher im Oval Office. Sieben Jahre war er Ronald Reagans Sonderassistent. Niemand verfasste mehr Reden für «the Gipper» als dessen kalifornischer Kollege Rohrabacher.

Als ob Hollywood Regie in seinem Leben führen würde, überrascht Rohrabacher heute erneut in einer neuen Rolle. Zurück im Privatleben nach dreissig Jahren als Abgeordneter im Kongress, hat er sich seiner zweiten Leidenschaft zugewandt: dem Marihuana. «Legalize it!», lautet sein Schlachtruf. Und er baut auf die Unterstützung von höchster Warte: Donald J. Trump sei «die grösste Hoffnung für künftige Cannabisreformen», sagt Rohrabacher über

seinen Freund im Weissen Haus. Diesen Donnerstag tritt der 71-jährige Pot-Aktivist als Hauptredner an der International Cannabis Business Conference in Zürich auf. Vor seiner Anreise hat ihn die *Weltwoche* telefonisch in Kalifornien erreicht.

**Dana Rohrabacher, Sie sassen sieben Jahre mit Präsident Ronald Reagan im Weissen Haus. Verraten Sie uns: Wie ist aus dem Mann, der für den «Gipper» die Reden schrieb, ein Kiffer geworden?**

1968 reiste ich nach Prag. Ich war Teil einer Gruppe, die Menschen rekrutierte und ihnen half, sich gegen die Kommunisten zu wehren. Die Sowjets schlugen den Prager Frühling nieder und bekräftigten ihre marxistisch-leninistische Herrschaft. Sie taten es, indem sie Menschen auf offener Strasse erschossen, einige der Getöteten habe ich persönlich gekannt. Im Jahr zuvor, 1967, war ich in Vietnam. Im zentralen Hochland arbeitete ich mit den Stammesleuten zusammen, den Montagnards. Sie hatten mit Amerika gemeinsame



Sache gegen den Kommunismus gemacht, dann liessen wir sie im Stich. Wir überliessen sie der Gnade unserer Feinde. Die späten sechziger Jahre waren eine desillusionierende Zeit in meinem Leben. Schliesslich fristete ich ein Leben als *beach bum*. Ich reiste per Anhalter durchs Land. Ich ging an verschiedenen Stränden surfen und schlief unter freiem Himmel.

#### **Sie waren ein Landstreicher.**

Und wie es so geht, übernahm ich die Konsumgewohnheiten meiner Vagabundenkollegen. Da bemerkte ich, dass Cannabis mich zu sehr beruhigte. Ich verspürte wenig Motivation, mich anzustrengen. Als ich 23 war, fand ich einen Job als Autor für einen Nachrichtendienst hier in Los Angeles, dann hörte ich mit dem Cannabis-Konsum auf. Erst kürzlich habe ich wieder angefangen.

#### **Wegen Problemen mit Ihren Schultern. Was ist passiert?**

Vielleicht verstehen die Leute in der Schweiz das nicht – aber ich bin ein sehr fanatischer Surfer. Das ist mein Sport. Bei hoher Brandung werden Schultern und Nacken arg strapaziert. Über die Jahre hatte ich die ganzen Knorpel in meinen Schultern weggesurft. Heute sind meine Schultern aus Metall. Befreundete Cannabis-Aktivisten rieten mir, etwas CBD-(Cannabidiol-) Creme einzureiben. Sie sagten mir: «Du bist der Typ, der das Zeug legal gemacht hat. Warum versuchst du es nicht auch?»\* Ich reibe mir diese Cannabis-Creme ein, und siehe da, die Schmerzen sind für zwei oder drei Tage weg.

#### **Sie propagieren den freien Konsum von Marihuana. Ihre Mission erinnert an den Song von Peter Tosh von 1976, in dem er singt: «Es ist gut für die Grippe, gut für Asthma, gut für Tuberkulose, sogar für Numara-Thrombose. Legalize it!» Medizinischer Gebrauch – ist das der Grund, weshalb Sie für die Legalisierung kämpfen?**

Ich bin ein entschlossener Verfechter der Legalisierung, nicht nur von medizinischem Marihuana, ich bin für den freien Konsum von Cannabis für alle Erwachsenen. Ob wir es als Medizin oder für den Freizeitgebrauch verwenden, das ist allein unsere Angelegenheit, unsere Körper gehören uns.

#### **Sie plädieren dafür, dass die Zentralregierung die Cannabis-Politik den Gliedstaaten überlässt?**

Die Gliedstaaten sollen entscheiden können, welche Art von Beschränkungen oder Kontrollen sie einführen wollen. Wenn die Bundesregierung versucht, ein Cannabis-Gesetz durchzusetzen, um einen Erwachsenen vor sich selbst zu schützen, ist das lächerlich und widerspricht komplett unserer Vorstellung von Freiheit. Die Vereinigten Staaten gründen auf den Prinzipien Leben und Freiheit. Und wissen Sie,



«Wellen schlagen»: mit Ronald Reagan (r.), 1986.

worauf noch? Auf dem Streben nach Glück. Wenn wir also versuchen, einen Erwachsenen wegen Konsums von Gras zu bestrafen, ist das komplett dumm.

#### **Sie sind ein Freund von Donald Trump. Teilt der Präsident Ihre Ansicht über die Legalisierung von Marihuana?**

Ich bin ein entschiedener Anhänger unseres Präsidenten, und ich habe mit ihm mehrmals über Cannabis gesprochen. Es ist klar, dass wir uns in den wesentlichen Punkten einig sind. Seine Meinung ist, dass medizinisches Marihuana legal sein müsste. Er ist der Ansicht, dass der Cannabis-Konsum für Erwachsene den Gliedstaaten überlassen werden sollte.

#### **Sie haben sogar gesagt: «Trump ist die grösste Hoffnung für künftige Cannabis-Reformen.»**

Absolut richtig. Ich engagiere mich seit fünfzehn oder zwanzig Jahren für die Legalisierung. Das grosse Hindernis waren seit je meine Mitrepublikaner. Ein grosser Teil der Republikanischen Partei hat sich gegen jede Legalisierung von Cannabis ausgesprochen, selbst für medizinische Zwecke. Im Grunde fürchten sie, dass sie in ihrem Wahlkreis die Unterstützung verlieren könnten. [...] Trump ist ein praktischer Mensch und ein Geschäftsmann durch und durch. Als Ge-

#### **«Nachdem ich die Mauer-Rede übergeben hatte, wusste ich, dass der Kalte Krieg vorbei war.»**

schäftsmann weiss er von der unglaublichen Verschwendung von Milliarden von Dollar, die ausgegeben werden, um zu verhindern, dass Erwachsene Gras konsumieren.

#### **In den USA legalisieren immer mehr Staaten den Cannabis-Konsum. Marihuana ist zu einem boomenden Business geworden.**

O ja. Die Cannabis-Branche wächst zu einem bedeutenden Wirtschaftszweig heran und wird einen substanziellen Teil der medizinischen Industrie ausmachen. Und übrigens, Cannabis funktioniert. Es kann vielen helfen, die mit grossen Schmerzen zu kämpfen haben, Männern wie mir. Es gibt keinen Grund, ältere Menschen grosse Schmerzen erleiden zu lassen, wenn sie eine CBD-Creme auftragen können, genau wie ich es getan habe. Die schlimmste Ironie ist, dass «Big

Pharma» und amerikanische Unternehmen Opiate auf den Markt bringen, im Wissen, dass diese Art von Schmerzmitteln brutal süchtig macht. Cannabis kann Menschen helfen, sich vom Konsum solcher Opiate zu lösen. Mit anderen Worten, Cannabis öffnet eine Tür aus dieser Sucht heraus.

#### **Die Rauschwirkung von Cannabis wird immer stärker. Ein Teil ist derart hochgezüchtet, dass es einem den Verstand wegbläst. Sehen Sie keinen Nachteil beim Konsum von Marihuana?**

Es gibt viele Nachteile, wenn wir den Marihuana-Konsum verbieten. Und es gibt viele Vorteile, wenn wir ihn komplett legalisieren. Einen Grossteil des Cannabis-Geschäfts machen Gangster, Kriminelle und Drogenkartelle. Ausserdem weisst du als Konsument nicht, was du bekommst. Du weisst nicht, wie stark dein Cannabis ist. Du weisst nicht, wer dich versorgt. Wenn wir Cannabis legalisieren – im Wesentlichen das medizinische Marihuana –, schaffen wir Transparenz.

#### **Sie blicken zurück auf eine aufregende Karriere. Eine Sternstunde erlebten Sie 1987 am Brandenburger Tor, als Ronald Reagan dem sowjetischen Führer zurief: «Mister Gorbatschow, reissen Sie diese Mauer nieder!» In diesem epochalen Moment haben Sie eine Schlüsselrolle gespielt. Welche?**

Die Rede hat einer meiner Kollegen, Peter Robinson, geschrieben. Aber ich bin derjenige, der sie zum Präsidenten geschmuggelt hat. Einflussreiche Kräfte hatten versucht, ihn daran zu hindern, etwas zu sagen.

#### **Sie haben die Rede am Aussenministerium und an der CIA vorbeigeschmuggelt?**

Das Aussenministerium, die CIA und einige der leitenden Mitarbeiter von Reagan wollten mit aller Kraft verhindern, dass der Präsident bei seinem Besuch in Berlin die Mauer erwähnte. Sie behaupteten, das deutsche Volk habe die Mauer inzwischen akzeptiert. Würde Reagan davon sprechen, sei das, als kratzte er den Schorf einer bereits verheilten Wunde auf. Sie wollten keine Wellen schlagen. Doch in der Politik muss man Wellen schlagen, wenn man auf ihnen reiten will. «Reissen Sie diese Mauer ein!» – wir Redenschreiber wussten, dass es das ist, was Reagan sagen wollte. Diese Rede, an allen Hindernissen vorbei, in die Hände des Präsidenten zu legen, war der wichtigste Moment in meiner Karriere. Nachdem ich sie Reagan übergeben hatte, wusste ich, dass der Kalte Krieg vorbei war.

\*Dana Rohrabacher war eine treibende Kraft hinter der bedeutendsten Cannabis-Gesetzgebung in der Geschichte der USA. Das Rohrabacher-Farr-Amendment verhindert, dass die Regierung in die medizinischen Cannabis-Gesetze der Gliedstaaten eingreift.

Rohrabacher tritt diesen Donnerstag, 16. Mai, als Hauptredner an der International Cannabis Business Conference in Zürich auf. <https://internationalcbc.com/>  
Das Interview in ausführlicher Fassung in englischer Sprache auf [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch)

## Personenkontrolle

**Maurer, Lamon, Berset, Lauener, Brühlhart, Papst Franziskus, Lauber, Bünter, Fee Matter, Kläy, Knackeboul, Gölä, Trauffer, Müller**

Ueli Maurer, Pirouettendreher, hat das neue Versicherungsvertragsgesetz (VVG) zuerst ganz im Sinne der Versicherungsbranche ausgestaltet und so auch gegen aussen vertreten. Als sich der politische Wind jäh drehte und das Gesetz im Parlament im Interesse der Versicherten umgestaltet wurde, änderte auch der Finanzminister flugs seine Meinung. Ein empörter früherer Staatsanwalt und erklärter «bisheriger» SVP-Wähler wollte von Ueli Maurer wissen, wo denn bei der ursprünglichen Fassung dessen «grundsätzliches Gerechtigkeitsgefühl» geblieben sei, über das auch ein Nichtjurist verfügen sollte. Auf diese verfängliche Frage wollte die Medienstelle des Finanzdepartements erst gar nicht eintreten: Sie verwies vielmehr auf die jüngsten Nationalratsentscheide, die in den entscheidenden Passagen im Interesse der Versicherten ausgefallen seien. «Das geschah jeweils auch mit Unterstützung von Bundespräsident Ueli Maurer.» (WW)

Nicole Lamon, Aussteigerin, hat nach sieben Jahren an der Seite von Bundesrat Alain Berset (SP) genug. Die Kommunikationschefin des Departements des Innern (EDI) kündigte auf Ende Juli ihren Job. Was sie in Zukunft machen will, weiss sie noch nicht. Zuerst möchte die Walliserin ein bisschen die Welt entdecken. Lamon plant eine längere Ferienreise zu Verwandten nach Australien. Danach wird man sie wohl öfter als bisher in ihrem Häuschen in der Nähe ihrer Heimatgemeinde Lens VS antreffen. Nicht ausschliessen kann man, dass die 47-jährige, frühere Radiojournalistin nach ihrem längeren Erholungsurlaub wieder im Medienbereich arbeiten wird. Ihr Nachfolger als Kommunikationschef im EDI ist bereits bestimmt: Betsers Berater für Kommunikation, Peter Lauener. (hmo)

Alain Berset, Gesundheitsexperte, liegt das Wohlergehen der Bevölkerung am Herzen. Besondere Gefahren sieht der SP-Bundesrat mit der bevorstehenden Grillsaison heraufziehen. Denn dann steigt erfahrungsgemäss der Konsum von grilliertem Fleisch. Aus diesem Grund hat das Betsers Innendepartement zugehörige Bundesamt für Lebensmit-



Tipps: Berset (M.), Lauener (l).



Offline: Rapper Knackeboul.



Der Wind hat gedreht: Finanzminister Maurer.

telsicherheit (BLV) die Informationskampagne «Sicher geniessen» gestartet. Die Kampagne wendet sich vornehmlich an die Risikogruppe der grillfreudigen Männer zwischen achtzehn und dreissig Jahren, die offenbar wenig Ahnung von Küchenhygiene haben und die das BLV mit guten Tipps vor einem verdorbenen Magen schützen will. Angesichts der vielen weiteren Gefahren, die an einem Grillabend drohen – übermässiger Bierkonsum, Funkenflug oder Nachbarschaftsstreite –, dürfte bald mit weiteren Kindermädchen-Aktionen seitens der Verwaltung zu rechnen sein. (fon)

René Brühlhart, Saubermann mit Fragezeichen, blickt auf eine lange Karriere als Kämpfer gegen die Geldwäscherei zurück. Vor fünf Jahren ernannte ihn Papst Franziskus zum Präsidenten der vatikanischen Finanzaufsicht – ein Amt, für das der Freiburger Anwalt unbestätigten Informationen zufolge mit 30 000 Euro monatlich entschädigt wird. Zuvor war Brühlhart Chef der Geldwäschereibekämpfung im Fürstentum Liechtenstein,



Rosa Linie: Bürgermeister Müller.



Wege des Geldes: Jurist Brühlhart.

wo er eng mit dem heutigen Schweizer Bundesanwalt Michael Lauber zusammenarbeitete, mit dem er befreundet ist. Wie die *Tribune de Genève* berichtet, kreuzen sich die Wege Laubers und Brühlharts nun auf gar abenteuerliche Weise: In den Jahren 2016 und 2017 flossen 2,5 Millionen Franken von einer Firma, gegen die unter Mithilfe von Laubers Bundesanwaltschaft im malaysischen Korruptionsskandal 1MDB ermittelt wird, an ein von Brühlhart gegründetes Beratungsunternehmen, an dem Franziskus' «Ausmister» (*Handelszeitung*) nach wie vor Anteile hält. (fsc)

Sarah Bünter, politische Nachwuchskraft, ist die neue Präsidentin der Jungen CVP. Die 26-jährige St. Gallerin, die internationale Beziehungen studiert, wurde am Wochenende ins Amt gewählt. Bünter muss nun dafür sorgen, dass die jungen Christlichdemokraten neben den anderen Jungparteien in der Öffentlichkeit nicht völlig untergehen. Das von der JCVP verabschiedete Wahlprogramm kommt ihr dabei aber nicht gerade zu Hilfe.



Die darin formulierten Anliegen sind so brav, dass sie auch bestens zu einer Seniorenpartei passen würden. So wird beispielsweise die Gratisfrankierung von Stimmcouverts gefordert oder ein Werbeverbot für Privatkredite. Ein Punkt allerdings lässt aufhorchen: Die JCVP verlangt eine Dienstpflicht auch für Frauen. (fon)

**Sylvie Fee Matter**, Beinahe-Abweichlerin, hat mit dem neuen Zürcher Kantonsratspräsidenten **Dieter Kläy** (FDP) ein Hühnchen zu rupfen. Am Dienstag stimmte der Kantonsrat nämlich – so vermerkt es das Abstimmungsprotokoll im Internet – mit 89 zu 84 Stimmen dafür, den Klimanotstand auszurufen. Das Abstimmungsverhalten war klar nach Blöcken sortiert: AL, SP, Grüne, EVP und GLP im Ja-Lager, SVP, FDP und CVP dagegen. Als einzige Abweichlerin im 180 Köpfe starken Kantonsparlament sticht SP-Frau Sylvie Fee Matter ins Auge. Am Telefon zeigt sich die «rote Fee» (Selbstdeklaration auf Twitter) überrascht: Ihr Abstimmungs-knopf sei kaputt. «Selbstverständlich» habe sie mündlich mit Ja gestimmt. Die neuen Mehrheitsverhältnisse im Zürcher Kantonsrat werden durch diese Korrektur nochmals ein Stücklein deutlicher. (fsc)

**Knackeboul**, Austernsozialist, stellt sich auf Instagram als einer der «ältesten Digital Natives» vor. Kürzlich mimte er auf einem Bild den Schlafenden: «David, 37. Macht heute offline.» Die Botschaft werden die «Anzugträger» aus dem kapitalistischen Lager gern registriert haben, die «arbeits- und perspektivenlose Arbeiter abzocken», wie Knackeboul über die Coach-Berufsgattung jüngst herfiel. Eigentlich müssten die Musiker Gölä und Trauffer den Post mit einem «Daumen hoch» quittiert haben, nachdem sie von Knackeboul bei anderer Gelegenheit als «reiche *dudes*» bezeichnet worden waren, die «auf kleinen Mann machen», um nur «noch reicher zu werden». Knackeboul zog seine Digital Detox den ganzen Tag eisern durch, checkte vielleicht «2–3 Mal» seine Likes. Aber *so what?* Erst am Abend wurde er schwach, und die Schwäche hiess Austern, drei an der Zahl, die in seiner Instagram-Story vor ihm aufgetischt stehen – als vorübergehende «*socialism detox*», versteht sich. (zr)

**Michael Müller**, Kreativpolitiker, hatte eine Idee. Der bisher farbloser Berliner SPD-Bürgermeister fordert: Rechtsfreie Räume, in denen Kriminelle ungestraft ihr Unwesen treiben, sollen künftig mit rosa Linien auf dem Asphalt gekennzeichnet werden. Nur innerhalb dieser Zonen darf angeschafft oder Crack gepusht werden. Rosa im Sinne von rechtmässig. (ky)

## Nachruf



*Sonnig:* Schauspielerin Day.

**Doris Day (1922–2019)** — In der Ära der Eisenhower-Bigotterie waren vestalische Jungfrauen der Inbegriff von glamouröser Weiblichkeit. Audrey Hepburn, Grace Kelly, Deborah Kerr und Co. wurden überragt von Doris Day, der Zuckerwatte-Blondine in Blusen und langen Röcken. Sie alle wirkten, als seien sie schon von Geburt an mit ihren Outfits verschmolzen gewesen. Amüsante Blicke durch ihre Augen tröpfeln zu lassen wie eine kostbare Flüssigkeit, war das libidinöse Limit ihrer Sinnlichkeit. Doris Day, als Doris von Kappelhoff am 3. April 1922 geboren, zeigte früh musikalisches Talent und

trat bald neben Bob Hope und Frank Sinatra im Radio auf, wurde rasch ein Gesangsstar und ab 1948 («Romance on the High Seas») Filmschauspielerin. Dann ging's nur bergauf. Ihre Karriere blieb so langlebig (39 Filme, den letzten 1968!), weil sie, im Gegensatz zu ihrer weiblichen Konkurrenz, in ihren Rollen nie einen Mann einfach «einfangen» wollte. Ihr Image oszillierte zwischen sonnigem Optimismus und starrköpfigem Selbstvertrauen, unbekümmerter Energie und entschlossener Ambition. Doris Day praktizierte Gleichstellung in Technicolor, selbst als «Blondie»-Hausfrau, und genau das kam beim Publikum an. Ihre grössten Erfolge waren Gesellschaftskomödien wie das Bettgeflüster «Pillow Talk» (1959) mit Rock Hudson, das Sequel «Love Come Back» (1961), ebenfalls mit Hudson, und «That Touch of Mink» (1962) mit Cary Grant. Grandios war sie auch in Thrillern wie «Midnight Lace» mit Rex Harrison und, neben James Stewart, in Hitchcocks «The Man Who Knew Too Much» (1956), in dem sie verzweifelt «Qué será, será» singt, um ihrem entführten Jungen ein Zeichen zu geben. Von der Filmpublizistik wird sie bis heute mehr oder weniger ignoriert. Ihr Spiel galt wegen ihrer «Hausfraulichkeit» als verklemmtes Getue, ihre Filme als trivial. Das war schon früher Unsinn. Als Rock Hudson der erste prominente Aids-Fall wurde, wendete sich halb Hollywood von ihm ab – nur Doris Day nicht. Sie hielt eisern zu ihm und fand das Gerede damals, Aids sei ansteckend, für nicht bewiesen.

Wolfram Knorr

WAHLARENA

FOKUS

KMU

Moderation: Filippo Leutenegger

Rahmenabkommen:  
Kompromiss oder Ausverkauf  
der Schweiz?

Andrea Caroni  
Ständerat FDP

Thomas Aeschi  
Nationalrat SVP

Gerhard Pfister  
Nationalrat CVP

Christian Levrat  
Ständerat SP

Ab 3. bis 9. Juni,  
täglich ab 17.15 Uhr auf:

Ab 10. Juni auf: **TELE 2**

## Von ihm spricht man, «bis er geht»

Von Urs Paul Engeler — Von Scherb bis Lauber: Die Bundesanwaltschaft ist ein von aussen aufgezwungener Systemfehler. Das Amt ohne klare Funktion wurde zur risikoreichen Bühne für allerlei machthungrige und regelmässig gescheiterte Figuren.



*Fehler im System:* Bundesanwälte Del Ponte (1994–1998), Roschacher (2000–2006), Beyeler (2007–2011), Lauber (ab 2012).

Die schweizerische Bundesanwaltschaft war erst eine Totgeburt, dann ein Krüppel.

1856 trat der Solothurner Jakob Amiet nach vier Jahren von seinem Posten als eidgenössischer Staatsanwalt zurück. Als rein juristischer Beamter hatte er die Anklage zu führen in Bundesstraffällen, die es jedoch kaum gab. Er könne es, begründete Amiet die Demission, nicht länger mit seinem Bürgerethos vereinbaren, für eine anhaltende Untätigkeit in Bern ein Jahresgehalt von 4300 Franken zu beziehen. Folgerichtig wurde die unnötige Stelle gar nicht mehr besetzt; mit der neuen Bundesverfassung von 1874 verschwand das Amt auch offiziell von der Liste der bundesstaatlichen Aufgaben. Mit ad hoc ernannten Vertretern, so

die Begründung, lasse die spärliche Arbeit sich bestens erledigen.

Fünfzehn Jahre später, 1889, wurde – ohne eine Verfassungsgrundlage – die permanente Bundesanwaltschaft plötzlich reaktiviert. Eine Häufung von Strafsachen gab es nicht, auch keine neuen inneren Probleme; Anlass für die staatsrechtlich heikle Wende war, wie so oft in der Geschichte der bundesrätlichen Spitzkehren, massiver Druck von aussen. Der autoritäre deutsche Reichskanzler, der «eiserne» Fürst Otto von Bismarck, hatte Verträge aufgekündigt und weitere Repressalien angedroht, falls die Schweiz auf ihrem Territorium die Aktivitäten deutscher Sozialisten nicht rigoros verfolge und unterbinde. Die

Landesregierung knickte ein und überreichte dem alten preussischen Machtmenschen als Opfertgabe eine neue zentrale Überwachungsbehörde in Bern: das «Amt eines ständigen eidgenössischen Generalstaatsanwalts». Dem Parlament, das den hastigen Entscheid zu billigen hatte, wurde befohlen, den politisch und rechtlich bedenklichen Erlass gar nicht zu diskutieren, um die deutsche Regierung ja nicht zu reizen. Die geknebelten Räte segneten ihn ohne Debatte ab.

### «Verderblich für das Land»

«Das Vergangene ist nicht tot, es ist nicht einmal vergangen», schrieb Literaturnobelpreisträger William Faulkner. Fakten und Taten



pflanzen sich fort, in langen, steten Wellen, manchmal augenfällig, oft unter der Oberfläche. Bis auf den heutigen Tag.

In der Tat hatten hellsichtige liberale Kommentatoren die Systemfehler und Gendefekte, welche die Bundesanwaltschaft zum fortwährenden Problemfall machten, bereits bei der Schaffung der Institution erkannt. Die spitzeste Feder gegen das «famose Institut» führte der Zürcher Staatsrechtler Johann Jacob Schollenberger in seinem Werk «Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft – Kommentar mit Einleitung» (1905). Er kritisierte das Konstrukt als «unrechtmässig» und «verfassungswidrig», als «unzweckmässig», weil es die Kompetenzen der Kantone unterlaufe, als «schädlich und sogar verderblich für das Land», weil es rein parteipolitisch motiviert sei, und als «undemokratisch», weil es von oben und aussen verfügt wurde. Er sollte mit seiner Analyse im Verlaufe der Geschichte ebenso mehrfach recht erhalten wie mit dem prophetischen Bonmot: «Von der Fasnacht spricht man, bis sie kommt, vom Bundesanwalt, bis er geht.»

Das Aufgabenfeld des neuen Bundesanwalts war bescheiden, aber uferlos: Er sollte bei Bedarf die Eidgenossenschaft vor Gericht vertreten und strafrechtliche Arbeiten im Bereich des Justiz- und Polizeidepartements (EJPD) erledigen. Zentrale Tätigkeit jedoch war von Anbeginn die politisch-polizeiliche Überwachung, zuerst die Kontrolle und Abschiebung umtriebiger Ausländer, was meist im kaum verhüllten Auftrag der umliegenden Staaten erfolgte, dann die Registrierung aufmüpfiger Schweizer Bürger, die Überwachung der politischen Opposition. Auch diese Entwicklung, die schliesslich in den unseligen Fischenstaat mündete, hatte Schollenberger vorausgesagt: Der «grösste Fluch» des neuen Amtes werde «das Lockspitzeltum» sein, die Spioniererei und Schnüffelei, die verdeckte Polizeiarbeit.

### Politische Machtbehörde

Die Wahl des Thurgauers Albert Scherb zum ersten Bundesanwalt (1889–1899) machte dann allen klar, dass das Amt gar nie als echter, eigenständiger Zweig der Justiz konzipiert wurde, sondern als reine politische Machtbehörde. Scherb wirkte zugleich als FDP-Ständerat und als vom EJPD angestellter Bundesanwalt und stellte als prominentes Mitglied der Legislative, der Exekutive und der Judikative die personifizierte rechtsbürgerliche Interessenkumulation dar. Dieser «Geburtsfehler», ein staatspolitischer Sündenfall ersten Ranges, wurde nur von links aussen bekämpft, erfolglos. Die Bundesanwaltschaft etablierte sich in einer Grauzone, die sich jahrzehntelang nie durchleuchten liess.

Skandale, die Anlass zu einer gründlichen Reflexion und zur Klärung der Rolle der rasch

wuchernden Institution geboten hätten, gab's in den schwierigen Kriegsjahren und in der unruhigen Zwischenkriegszeit in hoher Kadenz: unrechtmässige Abschiebungen Verfolgter, Kollaboration mit ausländischen Regimes und Spionen, geheime Verordnungen, politische Parteinahme, informeller Austausch sensibler interner Dokumente, Radikalenerlasse, Bezahlung dubioser Spitzel und Lauscher, Missachtung von Bürgerrechten, bundesrätliche Lügen, illegale Montage von Wanzen, Kontrolle von Medienleuten, direkte und verdeckte Kooperation mit privaten politischen Organisationen. Doch solange die politische Grosswetterlage vom Ost-West-Konflikt und von der Angst der Bürger vor linken Aktivitäten bestimmt war, so lange überstanden die Bundesanwälte jede noch so gravierende (Staats-)Affäre, die ab und zu platzte.

### Tödliches informelles Treffen

Mit einer Ausnahme: Am 23. März 1957 erschoss sich ein verzweifelter René Dubois auf dem Dachboden seiner Wohnung an der Berner Schosshaldenstrasse 30a. Der erste Sozialdemokrat an der Spitze der Bundesanwaltschaft hatte sich im Geflecht der diffusen und widersprüchlichen Funktionen und internationalen Interessen verheddert. Noch als Stellvertreter des Bundesanwalts hatte der Neuenburger gegen den ukrainisch-lettschen Geschäftsmann und Agenten Gregori Messen-Jaschin ermittelt, der während des Zweiten Weltkriegs im Auftrag deutscher Staatsstellen, namentlich der Wehrwirtschaft, und dank Protektion höchster Schweizer Amtsstellen und Personen in Sarnen die Handelsfirma Sfindex gegründet hatte. Nach-



Druck von aussen: Reichskanzler Bismarck.

dem Dubois, der die von Zürich aus in alle Welt agierende Sfindex der Nazigeldwäscherei verdächtigte, mit seinen Ermittlungen intern mehrfach aufgelaufen war, reiste er mit den vertraulichen Akten informell nach Paris, um das französische Innenministerium zur Kooperation zu gewinnen. Die naive Operation machte ihn erpressbar.

Obwohl im Amt Dubois' Geheimnisverletzung bekannt war, wurde er 1955 zum Bundesanwalt ernannt – und faktisch zum Spielball der Nachrichtendienste Frankreichs, das nicht an der Verfolgung Messens interessiert war. Dank Dubois' Indiskretion gelang es dem französischen Botschaftsrat, Sicherheitsattaché und Geheimdienstler Marcel Mercier, ihn und einen seiner Mitarbeiter zu weiteren informellen Treffen zu zwingen, bei denen die Schweizer Staatsschützer dem Spion aus Paris brisante Abhörprotokolle aushändigten. Darin waren – mitten in der Suezkrise – die Gespräche und Kontakte der ägyptischen Botschaft aufgezeichnet, brisante Informationen, die Frankreich exklusive Kenntnisse über Vorgänge im nordafrikanischen und arabischen Raum verschafften. Danach liess Mercier den unnütz gewordenen Dubois auffliegen.

Der Knall mit internationalen Dimensionen und beträchtlichen sicherheitspolitischen Risiken für die Schweiz schreckte nur kurz auf. Abgehandelt wurde die Geschichte unter dem Titel «Affäre Dubois» als persönliche Tragik eines übersensiblen und fehlgeleiteten Beamten. In Wirklichkeit machte sie exemplarisch die strukturellen Mängel der Bundesanwaltschaft für jedermann sichtbar: Das Amt sollte der korrekten Rechtspflege verpflichtet sein, geheim ermittelnde innenpolitische Polizei spielen und zugleich diskrete informelle Kontakte mit Informanten, Mittelsmännern und ausländischen Diensten unterhalten, die je ihre eigenen Interessen verfolgen. Doch die Erschütterung hatte nur die marginale Konsequenz, dass 1958 Bundesanwaltschaft und Bundespolizei formell leicht entflechtet wurden. Faktisch blieb alles, wie es war.

### Sinnkrise nach dem Kalten Krieg

Es musste sich unter den gegebenen politischen Verhältnissen auch nichts ändern. Jede neue Equipe richtete sich im multifunktionalen Machtraum, zutreffend «Dunkelkammer der Nation» genannt, so sicher und ungestört ein wie das Vorgängerpersonal. Die öffentlich manifeste Krise nahte erst mit dem Ende des Kalten Krieges und der rasch erodierenden parteipolitischen Legitimation. Seit 1989 hat lediglich ein unscheinbarer Übergangsbundesanwalt sein ordentliches Pensionsalter von 65 Jahren im Amt erreicht. Alle andern Chefs, immerhin fünf an der Zahl, räumten ihr Pult vorzeitig, widerwillig oder scheinfreiwillig.

Am 5. März 1989 dankte Rudolf Gerber ab, der Tage zuvor noch verkündet hatte, dass er

und sein Amt aus allen Untersuchungen «sauber hervorgehen werden». Misstrauisch hatte der letzte Fichen-Bundesanwalt zwei seiner Beamten peinlichen Nachverhören unterzogen, nachdem diese im Rahmen einer Administrativuntersuchung gegen Gerber Mängel im Betrieb beklagten. Das intern bedrohte Duo wandte sich an die parlamentarische Untersuchungskommission (PUK), die wiederum den neuen Departementschef Arnold Koller (CVP) informierte, der Gerber, den zu selbstsicheren Verwalter einer Tradition, bis zur erzwungenen Frühpensionierung beurlaubte. Der Frühlingstag markierte das jähe Ende einer Ära.

Nach genau hundert Jahren war die alte Bundesanwaltschaft zerschlagen. Die politische Polizei, ihr hauptsächliches Aktionsfeld, wurde in einen Dienst für Analyse und Prävention (DAP) umformiert und ausgelagert und schliesslich in den Nachrichtendienst des Bundes integriert. Das Hauptmotiv der Gründung war weggeschwommen, der Sinn des Handelns geknickt, der Ruf ramponiert, doch die Einsicht klein. Die Fichenaffäre hätte die historische Gelegenheit geboten, die problematische Bundesanwaltschaft entweder gänzlich abzuschaffen oder sie – wie zu den Zeiten Amiets – zumindest zur blossen Anklagebehörde mit beschränkter Kompetenz zu schrumpfen. Die Justizorgane der Kantone könnten im Prinzip sämtliche Delikte selbst verfolgen und ahnden, selbst jene, die der Bundesgerichtsbarkeit vorbehalten sind (Art. 123, Abs. 2). Die Bundesanwaltschaft weist den Ständen ja regelmässig jene Fälle zu, von denen sie sich wenig Prestigegewinn verspricht.

### Hang zum Gang auf die Bühne

Doch die Geschichte lebt, auch wenn sie tot scheint; tief verankerte Wurzeln schlagen immer wieder aus. So suchte die beschädigte Institution sich mit fiebrigem Eifer neue, modische und spektakuläre Geschäftsfelder, um die verlorene Machtfülle und den alten Reiz zurückzugewinnen, eine bedeutende Rolle zu spielen.

Nachdem Lückenbüsser Willy Padrutt nach drei Jahren wohlthuender Inaktivität nach Chur zurückgekehrt war, zog 1994 mit Carla Del Ponte, der ersten Bundesanwältin der «Neuzeit», wieder das Hyperaktiv-Syndrom ein in die Berner Taubenstrasse 16. Die furiose Tessinerin, die sich, die italienischen Mafijäger imitierend, mit einem Leibwächter-Tross umgab, witterte allenthalben auf der weiten Welt Böses – und machte keinen einzigen Übeltäter dingfest. Neben der analytischen Schwäche und einer grandiosen Selbstüberschätzung etablierte sie eine neue fatale Tendenz: den zwanghaften Hang zum Gang ins Rampenlicht. Statt still und sauber zu arbeiten, startete sie mit viel Wirbel und



**Selbstmord:** Bundesanwalt Dubois (1955–1957).

viel Wind Kampagnen, die allesamt im Rohr kreppten.

Bevor gesicherte Erkenntnisse vorlagen, stilisierte Del Ponte 1996 die Untersuchungen gegen den ungenauen Generalstabsobersten Friedrich Nyffenegger zur Staats- und Verratsaffäre empor mit möglichen internationalen Geheimdienst-Dimensionen bis hin zum israelischen Mossad. Vor den Tribunalen blieben Jahre später eine militärische Geheimnisverletzung und unrechtmässige Spesenbezüge von 45 000 Franken hängen. Das Bundesstrafgericht sah sich sogar genötigt, Nyffenegger explizit Strafmilderung zu gewähren, weil er von der Bundesanwältin massiv und zu Unrecht vorverurteilt worden sei. Filmreif inszenierte Razzien und barocke Medienauftritte entwerteten die Strafverfolgung zu öffentlichen Schauspielen. Alle Versuche, die Bundesanwaltschaft zu einem allseits respektierten Instrument der Justiz zu machen, gerieten zu Flachsüssen ins eigene Tor.

Neue Kompetenzen sollten das Amt retten. Mit dem von ihr und Strafrechtler Mark Pieth initiierten Nationalen Forschungsprogramm (NFP 40) versuchte Del Ponte, die staatsgefährdende Präsenz der organisierten Kriminalität (OK) in der Schweiz nachzuweisen und so die Forderung zu stützen, die üblen Banden durch ihre Zentralbehörde ausmerzen zu lassen. Doch die Ergebnisse der teuren Studien, die eine Personalvermehrung hätten legitimieren sollen, waren enttäuschend bis bitter. In den Schlussberichten liest man: «Es besteht guter Grund zur Annahme, dass OK in Realität in der Schweiz kaum zu finden ist, insbesondere keine gewalttätige OK.»

Del Ponte, die sich mit lauten und versandeten Aktionen gegen internationale Prominenz

von Mexiko (Raúl Salinas) bis Moskau (Boris Jelzin, Mabatex, Russia-Gate) in immer heiklere Situationen manövrierte, scheiterte an der Dreifachrolle als schlampige Ermittlerin, willkürliche Anklägerin und selbstherrliche Rufmörderin. Diese persönlichen und institutionellen Schwächen konnte sie nur darum ungehindert ausleben, weil die Bundesanwaltschaft, ein weiterer kapitaler System-

### Die Fichenaffäre hätte Gelegenheit geboten, die problematische Bundesanwaltschaft abzuschaffen.

defekt, von jeher kaum kontrolliert wurde. Administrativ war sie dem EJPD unterstellt, den dürftigen Geschäftsbericht schickte sie dem Bundesstrafgericht zu, und bisweilen schaute kurz eine Kommission des Parlaments vorbei. Weil eine effektive Aufsicht fehlte, konnte das Amt sich weiterhin als unangreifbaren Staat im Staate gebärden.

1999 wurde Del Ponte, auf Vorschlag der USA und zur allgemeinen Erleichterung in Bern, Chefanklägerin des Uno-Kriegsverbrechertribunals in Den Haag (wo ihr später ein Teil der Mandate entzogen werden musste). Ihr folgte ein überehrgeiziger Mann, der ihre neuen, oft als «Wildwest» belächelten Methoden nicht nur kopierte, sondern zu öffentlichen Ärgernissen steigerte: Valentin Roschacher, der sein Büro programmatisch mit Insignien und Zertifikaten der im «war on drugs» engagierten US-Behörden (FBI, DEA) zierte. Bevor die NFP-40-Analysen die Omnipräsenz der organisierten Kriminalität als Hysterie und Mystifikation entlarvten, hatte er im Verbund mit der neuen EJPD-Chefin



**Lockspitzel:** «José Manuel Ramos».





*Nichts ausser falschen Verdächtigungen:* ehemaliger Justizminister Blocher.

Ruth Metzler einen geradezu gigantischen Ausbau von Bundesanwaltschaft und Bundespolizei angestossen. Nicht weniger als 700 neue Ermittler, so das so nie realisierte «Effizienzprogramm», hätten in der Schweiz und anderswo die OK ausrotten sollen. Roschacher selbst schlug bereits beim Versuch, die Zürcher Hells Angels als OK-Bande zu überführen, ins Leere.

### Linke Politik und neues Spitzelwesen

Ausgangspunkt für seinen erzwungenen Abgang und eine neue Kontrolle Bundesanwaltschaft war die Affäre «Ramos». Roschacher hatte, den verpönten Einsatz von Spitzeln reaktivierend, unter dem Tarnnamen «José Manuel Ramos» einen mehrfach verurteilten (zweimal lebenslänglich plus zwanzig Jahre) kolumbianischen Drogenkriminellen aus einem US-Gefängnis in die Schweiz geschleust, um ihn mit Bündeln von Banknoten Geldwäschern Fallen stellen zu lassen. Der mit 270 000 Franken ausgestattete «Ramos» lieferte nichts ausser falschen Verdächtigungen, etwa gegen den Zürcher Banker Oskar Holenweger, der nach dem Verlust seiner Tempus-Bank und nach achtjährigen (!) Ermittlungen vor Bundesstrafgericht schliesslich freigesprochen wurde.

Roschacher aktivierte wieder zwei unselige Grundmuster, nach denen schon seine umstrittenen Vorgänger agiert hatten: das Lockspitzelwesen und die parteipolitische Schlagseite. Allerdings hatte der ehemalige Klosterschüler und CVPLer nicht mehr die Linke im Visier, er setzte seine Waffen ein gegen die erstarkende SVP, gegen Christoph Blocher, der ab 2004 als EJPD-Vorsteher sein Chef war, sowie gegen die *Weltwoche*, die den «Ramos»-Skandal

öffentlich machte. Er verlor zwar den Machtkampf und verliess per Ende 2006 zerknirscht seinen Posten, hatte jedoch noch genügend Unterstützer im Amt und im Parlament, um eine beispiellos hinterhältige Hetzkampagne zu starten, die Blocher als Urheber eines «Komplots» zu diffamieren versuchte. Die argumentlose Aktion kostete jedoch dem interimistischen Leiter der Bundesanwaltschaft, Michel-André Fels (FDP), sowie seinen zwei Helfershelfern Claude Nicati (FDP) und Alberto Fabbri (CVP) die Bundesjobs. Sie mussten in die Kantone Bern, Neuenburg und Basel-Stadt entsorgt werden.

Dass ein Justiz- und Polizeiminister mit SVP-Parteibuch einen mit Mitte-links fraternisierenden Bundesanwalt aus dem Amt kippt, sollte nicht nochmals geschehen, schworen

---

### Der Geburtsdefekt des «famosen Instituts» hat einen neuen Namen: Michael Lauber.

---

sich die Verlierer. Sie warfen ein neues Zauberwort in die Runde, die «Wahrung der Unabhängigkeit der Justiz», und schritten zur Reform, die trotz parteipolitischer Färbung einen vernünftigen Ansatz hatte: Nicht der Bundesrat solle künftig den Bundesanwalt wählen (und absetzen) dürfen, sondern das Parlament; und nicht ein Ausschuss von Richtern solle das Geschäftsgebaren des Amtes kontrollieren, sondern ein neues siebenköpfige Expertengremium, genannt «Aufsichtsbehörde über die Bundesanwaltschaft (AB-BA)».

Der Ruf nach der «Unabhängigkeit der Justiz» ist von weitreichender staatspolitischer Bedeutung. Tatsächlich meint diese plausible

und allgemein akzeptierte Forderung, dass Staatsanwälte und Richter vermutete Delikte allein nach den Regeln der Gesetze untersuchen und beurteilen müssen und ohne jede Instruktion durch die politischen Behörden handeln. Mittlerweile wird der Begriff jedoch in einer höchst gefährlichen Weise pervertiert. Die Justizorgane leiten daraus die Ansprüche ab, sich nach eigenem Gutdünken selbst zu rekrutieren und zu organisieren, sich selbst Budgets und den Lohn zuzusprechen oder sich Sitzgarantien auf Lebzeiten zu sichern. Alles nachzulesen in der «Magna Charta Europäischer Richterinnen und Richter», Ende 2010 verabschiedet vom Europarat in Strassburg, in dem auch Schweizer Parlamentarier mitreden und abstimmen: «Die richterliche Unabhängigkeit ist im Rahmen der gerichtlichen Tätigkeit zu gewährleisten, insbesondere in Bezug auf die Einstellung, Ernennung bis zum Eintritt in den Ruhestand, die Beförderung, Unabsetzbarkeit, Ausbildung, richterliche Immunität, Disziplin, Besoldung und Finanzierung des Justizsystems.»

### Gipfel der Hybris

Auf die Schaffung einer solchen Autonomen Justiz-Zone (AJZ), die jeder Kritik und Kontrolle von aussen entzogen ist, zielen nun bedrängte Bundesanwälte und deren Freunde, wenn sie diese «Unabhängigkeit» anrufen. Bereits als im Juni 2011 die eidgenössischen Räte Bundesanwalt Erwin Beyeler, der in der Ramos-Holenweger-Affäre sowie der Anti-Blocher-Kampagne dubiose Rollen gespielt und nachweislich gelogen hatte, gemäss ihren gesetzlichen Befugnissen das Vertrauen entzogen hatten, faselten Fanatiker wie der Tessiner Alt-Staatsanwalt Paolo Bernasconi von einem «Angriff auf die Unabhängigkeit der Justiz» und einem «Verfassungsbruch».

Der Geburtsdefekt des «famosen Instituts» hat einen neuen Namen. Deckte während Jahrzehnten die rechtsbürgerliche Mehrheit mit dem Argument der Landessicherheit sämtliche Tollheiten, Willkürakte und Gesetzesverstösse der Bundesanwälte, so dient heute die absolut gesetzte «Unabhängigkeit» als Freipass für Fehler, Flops, informelle Treffen, Gedächtnisverluste, Ermittlungsspannen und Missetaten aller Art. Das Gefühl von Allmacht und Unverwundbarkeit, das die alten Bundesanwälte auskosteten, ist zurück im Amt.

Wenn Michael Lauber, mit bescheidener Bilanz Bundesanwalt seit 2011, die Disziplinaruntersuchung, welche die ordentliche Aufsichtsbehörde AB-BA gegen ihn wegen verdächtiger und «vergessener» informeller Treffen einleiten musste, öffentlich als «Angriff auf die Unabhängigkeit der Bundesanwaltschaft» anprangert, tut er nur kund, dass auch er auf diesem Gipfel dieser Hybris angekommen ist. Das Amt hat noch jeden seiner Leiter zum Problemfall gemacht.

## Freihandelsabkommen

## Herzlich willkommen

Von Geng Wenbing — Das 2014 in Kraft getretene Freihandelsabkommen zwischen der Schweiz und China ist eine Pionierleistung. Sie trägt nicht nur wirtschaftliche, sondern auch kulturelle und gesellschaftliche Früchte.

Bundespräsident Ueli Maurer unternahm in der letzten Aprilwoche 2019 auf Einladung des chinesischen Staatspräsidenten Xi Jinping eine Reise nach China, um am zweiten «Belt and Road»-Gipfel für internationale Zusammenarbeit teilzunehmen und China einen Staatsbesuch abzustatten. Als chinesischer Botschafter in der Schweiz hatte ich die Ehre, die schweizerische Delegation auf ihrer gesamten Reise begleiten zu dürfen.

Bundespräsident Maurer führte während seines Aufenthalts in China eingehende Gespräche über ein breites Spektrum von kritischen Themen in Bezug auf die bilateralen Beziehungen, zu denen auch die Erweiterung und Verbesserung des Freihandelsabkommens zählt.

Im Juli 2013 wurde das Freihandelsabkommen China-Schweiz nach einer fast vierjährigen Verhandlungsdauer unterzeichnet. Das Abkommen wurde ein Jahr später von den Gesetzgebungsorganen der beiden Länder ratifiziert und in Kraft gesetzt. Dadurch hat die Kooperation zwischen den beiden Ländern – und vor allem die bilateralen Handelsbeziehungen – einen intensiven Schub erhalten. Die Nutzungsrate von Unternehmen beider Seiten nimmt kontinuierlich zu, und bereits mehr als 40 Prozent der betroffenen Unternehmen machen von den erleichterten Zollbestimmungen Gebrauch. Im Jahr 2018 betrug das gesamte Handelsvolumen zwischen der Schweiz und China 42,5 Milliarden Dollar und wies damit eine Wachstumsrate von 7,7 Prozent im Vergleich zum Vorjahr auf. Auch die gegenseitigen Investitionen zeigen eine steigende Entwicklungskurve.

Des Weiteren fungiert das Freihandelsabkommen auch als eine Kraft, die die Zusammenarbeit im Finanzsektor vorantreibt. Die China Construction Bank (CCB) und die Industrial and Commercial Bank of China (ICBC) gründeten beide eine Niederlassung in der Schweiz. Die Zürcher Zweigstelle

der China Construction Bank hat sogar zusammen mit der Schweizer Bank Vontobel ein gemeinsames Finanzprodukt im Rahmen der «Belt and Road»-Initiative auf dem europäischen Markt lanciert. Neulich erhielt UBS Securities die entsprechende Genehmigung der zuständigen chinesischen Behörden und ist somit das erste ausländische Finanzinstitut, das auf dem chinesischen Territorium die Mehrheitsbeteiligung an einem Wertpapierhaus hält.

Nicht nur der wirtschaftliche, sondern auch der kulturelle Austausch zwischen beiden Ländern erlebt dank dem Freihandelsabkommen einen Aufschwung. Jedes Jahr darf die Schweiz eine ständig wachsende Anzahl von chinesischen Touristen begrüssen. Allein im Jahr 2018 verzeichneten schweizerische Hotels rund 1,7 Millionen Logiernächte mit Reisenden aus China. Um den Personenverkehr weiter zu erleichtern, eröffneten Sichuan Airlines und Hainan Airlines Flugstrecken zwischen Zürich und Chengdu beziehungsweise Zürich und Shenzhen, so dass nun wöchentlich etwa 25 Direktflüge China und die Schweiz verbinden. Auf lokaler Ebene haben sich bereits 19 Städte- und Provinzpartnerschaften gebildet. Und nicht zuletzt können China und die Schweiz in der Ausbildung, der gemeinsamen Forschung, der Zusammenarbeit zwischen Bildungsstätten und Unternehmen sowie dem Austausch der jungen Generationen bemerkenswerte Früchte ernten.

Das Freihandelsabkommen zwischen China und der Schweiz erweist sich als Pionierleistung auf dem europäischen Kontinent. Im Umfeld eines zunehmenden Protektionismus, Unilateralismus und Populismus gerät die Globalisierung in eine Krisenzeit, und der Freihandel sieht sich mit ernsthaften Herausforderungen konfrontiert. Vor diesem Hintergrund sollten China und die Schweiz sich weiterhin für die umfassende Umsetzung und

die Erweiterung des Freihandelsabkommens einsetzen, was für die Sicherstellung der wirtschaftlichen Globalisierung, der Handelsliberalisierung sowie für die Wiederbelebung des globalen Vertrauens von grosser Bedeutung ist.

Hinsichtlich der Erweiterung des Freihandelsabkommens ist China offen. Von meiner Seite aus hoffe ich, dass die beiden Seiten gemeinsame Studien zu diesem Thema durchführen und dabei an den Grundprinzipien der Kompromissbereitschaft und des gegenseitigen Verständnisses und Respekts festhalten, so dass die Verhandlungen baldmöglichst in Gang gesetzt werden können. Selbstverständlich wird das alles nicht im Handumdrehen klappen, alles braucht seine Zeit. Aber in der Zwischenzeit können beide Seiten die bereits bestehenden Regelungen hinlänglich nutzen, um die Zusammenarbeit zu verbessern.

China öffnet sein Tor zur Welt immer weiter, es baut die Zölle kontinuierlich ab und erleichtert den Zugang zum Finanzmarkt. Wir laden alle schweizerischen Finanzinstitute ein, Zweigstellen mit Mehrheitsbeteiligung in China zu gründen. Auch Unternehmen anderer Branchen sind herzlich willkommen. Zudem stehen sämtliche vorteilhaften Massnahmen, die China anderen Ländern anbietet, auch der Schweiz zur Verfügung. Ich wünsche mir, dass schweizerische und chinesische Unternehmen diese Chancen ergreifen und die Zusammenarbeit intensivieren. So können beide Länder eine Win-win-Situation erreichen und davon profitieren.



Geng Wenbing ist ausserordentlicher und bevollmächtigter Botschafter der Volksrepublik China in der Schweiz. Aus Anlass des 70. Geburtstags der Volksrepublik schreibt er auf Einladung der Weltwoche zwölf Kolumnen mit freier Themenwahl.



# Bestellen Sie die attraktivsten Abos der Schweiz!

Gültig nur bis 30. November 2019!

**PILATUS**  
LUZERN

**Sofort-Gewinn!**


**Gewinnen Sie 1 von 20 unvergesslichen Nächten auf dem Pilatus!**


Inkl. Berg- und Talfahrt, Willkommensapéro, 4-Gang-Dinner am Abend, Übernachtung im Hotel Pilatus-Kulm \*\*\* Superior für 2 Personen, Reichhaltiges Frühstücksbuffet


**Gleich Gewinn prüfen: [www.presseshow.ch](http://www.presseshow.ch)**





**Sonntagszeitung**   
8 Wochen Fr. 20.–  
statt Fr. 48.–


**NZZ am Sonntag**   
3 Monate Fr. 26.–  
statt Fr. 78.–

**Schweiz am Wochenende**   
10 Wochen Fr. 25.–  
statt Fr. 36.–\*

**Tages-Anzeiger**   
5 Wochen Fr. 20.–  
statt Fr. 77.50


**Neue Zürcher Zeitung**   
3 Monate Fr. 71.–  
statt Fr. 213.–

**Finanz und Wirtschaft**   
5 Wochen Fr. 25.–  
statt Fr. 68.75\*


**Schweizer Bauer**   
3 Monate Fr. 52.–  
statt Fr. 108.–\*




**annabelle**   
4 Ausgaben Fr. 20.–  
statt Fr. 36.80

**Schweizer Familie**   
8 Wochen Fr. 20.–  
statt Fr. 52.–

**Tierwelt**  
12 Wochen Fr. 25.–  
statt Fr. 72.–\*

**Die Weltwoche**   
5 Wochen Fr. 25.–  
statt Fr. 42.50\*

**Umbauen + Renovieren**   
4 Ausgaben Fr. 25.–  
statt Fr. 34.–\*


**Kochen**  
4 Ausgaben Fr. 20.–  
statt Fr. 39.20\*


**wir eltern**  
3 Ausgaben Fr. 20.–  
statt Fr. 36.–\*

**natürlich**  
4 Ausgaben Fr. 20.–  
statt Fr. 39.20\*


**SPICK**  
2 Monate Fr. 19.–  
statt Fr. 25.–\*


**YOGA! Das Magazin**  
3 Ausgaben Fr. 25.–  
statt Fr. 37.50\*


**Das Ideale Heim**   
4 Ausgaben Fr. 25.–  
statt Fr. 40.–\*


**DAS EINFAMILIENHAUS**   
4 Ausgaben Fr. 25.–  
statt Fr. 36.–\*



**HÄUSER MODERNISIEREN**   
4 Ausgaben Fr. 27.–  
statt Fr. 36.–\*


**RAUM UND WOHNEN**   
4 Ausgaben Fr. 30.–  
statt Fr. 40.–\*


**WOHNMOBIL & CARAVAN**   
5 Ausgaben Fr. 35.–  
statt Fr. 42.50–\*

**wohnrevue**   
4 Ausgaben Fr. 29.–  
statt Fr. 48.–\*

**Bergwelten**  
3 Ausgaben Fr. 25.–  
statt Fr. 27.–\*

**FIT for LIFE**  
3 Ausgaben Fr. 20.–  
statt Fr. 37.50\*

**PCtipp inkl. ESET Internet Security**   
6 + 1 Ausgaben Fr. 28.–  
statt 34.–

 Inkl. E-Paper resp. Digital-Abo

\* Im Einzelverkauf

**Ich profitiere vom Sonderangebot und bestelle folgende Abonnemente.**

Dabei nehme ich automatisch an der Verlosung teil.

## Zeitungen

- Finanz und Wirtschaft
- Neue Zürcher Zeitung
- NZZ am Sonntag
- Schweiz am Wochenende
- Schweizer Bauer
- Sonntagszeitung
- Tages-Anzeiger

## Zeitschriften

- annabelle
- Bergwelten
- DAS EINFAMILIENHAUS
- Das Ideale Heim
- Die Weltwoche
- FIT for LIFE
- HÄUSER MODERNISIEREN
- Kochen
- natürlich
- PCtipp inkl. ESET Security
- RAUM UND WOHNEN
- Schweizer Familie
- SPICK
- Tierwelt
- Umbauen + Renovieren
- wir eltern
- WOHNMOBIL & CARAVAN
- wohnrevue
- YOGA! Das Magazin

## Meine Adresse

**Name:** \_\_\_\_\_

**Vorname:** \_\_\_\_\_

**Strasse/Nr.:** \_\_\_\_\_

**PLZ/Ort:** \_\_\_\_\_

**Telefon:** \_\_\_\_\_

**E-Mail:** \_\_\_\_\_

Ich nehme nur an der Verlosung teil. Bitte teilen Sie mir mit, ob ich gewonnen habe.

Falls Sie gerade über keinen Internetzugang verfügen, bitte Antwortkarte retournieren an: **SCHWEIZER MEDIEN, Presseshow, Postfach, 8099 Zürich**

Einsendeschluss: 30. November 2019, Angebot nur in der Schweiz und für Neuabonnenten gültig. Probeabo oder Abo inkl. 2,5 % MwSt. Der Gewinn wird nicht bar ausbezahlt. Über dieses Gewinnspiel wird keine Korrespondenz geführt. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen. Teilnahmebedingungen siehe unter: [presseshow.ch](http://presseshow.ch).

 **SCHWEIZER MEDIEN**  
MÉDIAS SUISSES | STAMPA SVIZZERA | SWISS MEDIA

# Das 4600-Milliarden-Fiasko

Von Fritz Vahrenholt — Eine hochkarätige und politisch unverdächtige Studie entlarvt den süßen Traum der Energiewende als ökonomischen und ökologischen Albtraum. Doch was nicht sein darf, kann nicht sein.



Freitagskinder von Lummerland: Klimademo in Berlin.

Die Forderungen nach dem Ausstieg aus Kohle, Kraftstoff und Erdgas werden immer schriller. Es fing an mit dem waghalsigen Vorschlag der Kohlekommission. Das vom Bundeskanzleramt zur Hälfte mit grünen Aktivisten besetzte Gremium will den Ausstieg aus der Kohle bis 2038. Es folgte die Forderung des einflussreichen grünen Spitzenpolitikers Robert Habeck und seiner Freunde nach dem Aus für den Verbrennungsmotor im Jahre 2030. Und als es im April vier Wochen lang überdurchschnittlich trocken war («Sehr schlimm!» – «Das hat es noch nie gegeben!»), rief die Abgeordnete Annalena Baerbock im Chor mit den Klimaaktivisten die Krise aus: Verdopplung des CO<sub>2</sub>-Preises und ein starkes Ordnungsrecht! Die streikenden Freitagskinder von Lummerland schreien nach einer CO<sub>2</sub>-Steuer von 180 Euro noch in diesem Jahr, «Treibhausemissionen auf netto null» bis 2035, alles «100 Prozent erneuerbar».

Da lohnt es sich, die Studie des Akademieprojektes «Energiesysteme der Zukunft» der Union der deutschen Akademien der Wissenschaften in die Hand zu nehmen. Die vom Bund finanzierte und von zwei Dutzend der besten Professoren Deutschlands verfasste Untersuchung setzt sich auf 163 Seiten mit der Umsetzbarkeit und den Kosten der sogenannten Energiewende auseinander. Die Erkenntnisse erscheinen deprimierend.

## Nachdenken verboten

Man könnte sich vorweg fragen, wieso der gesammelte technische Sachverstand unserer deutschen Akademien die Zukunft unserer Energieversorgung im Wesentlichen allein auf zwei Technologien (Windkraft und Fotovoltaik) stützen will. Offenbar verbietet es der Mainstream, über Alternativen – Kernfusion, inhärent sichere Kernenergie ohne langlebige Rückstände wie beim Dual Fluid Reaktor,

CO<sub>2</sub>-freie Kohlenutzung (*carbon sequestration*) – auch nur nachzudenken. Vom Risiko der Alternativlosigkeit ist leider keine Rede. Es lohnt sich trotzdem in die Studie reinzuschauen, um zu erahnen, was uns bevorsteht.

Es werden alle Sektoren (Strom, Verkehr und Wärme) zusammen betrachtet. Und siehe da: 80 Prozent des Energiebedarfs werden in Deutschland heute fossil gedeckt, 7,5 Prozent durch Kernkraft, 13 Prozent durch erneuerbare Energien. Wenn man bei den Erneuerbaren das Wasser und die Biomasse (einschliesslich Biogas und Biosprit) abzieht, bleiben übrig: 1,5 Prozent der Primärenergie werden durch Windkraft erzeugt, 1 Prozent durch Fotovoltaik (Seite 10 der Studie). Zusammen ergibt das 2,5 Prozent Wind- und Sonnenenergie – wahrlich noch ein langer Weg bis zu 100 Prozent.

Weiter ist da zu lesen: Wenn man den Weg einer Dekarbonisierung um 90 Prozent bis 2050 gehen will, dann «wird mit rund 1150



Terawattstunden sogar fast doppelt so viel Strom benötigt wie heute», weil Verkehr und Wärme elektrifiziert werden sollen. Da man sich nur auf Fotovoltaik und Windkraft versteift hat, kommt die Studie zum Schluss: «Die installierte Leistung an Windkraft und Fotovoltaik müsste in diesem Fall (bei gleichbleibendem Energieverbrauch) gegenüber heute versiebenfacht werden.»

Wir haben heute in Deutschland rund 28 000 Windkraftanlagen mit einer Kapazität von 57 000 Megawatt (MW), bei der Fotovoltaik sind es 46 000 MW. Eine Versiebenfachung der Solaranlagen würde fast alle möglichen Dachfassaden und andere Siedlungsflächen erfassen. Eine Versiebenfachung bei der Windenergie würde selbst bei Verdopplung der Kapazität der einzelnen Generatoren die deutsche Landschaft radikal verändern. Verteilt in einem Netz übers ganze Land, käme alle 1,5 Kilometer eine 200 Meter hohe Windmühle zu stehen. Man sollte sich das plastisch vorstellen.

Der süsse Traum der sanften Wende entpuppt sich bei genauer Betrachtung als ökologischer Albtraum. Weiter lässt die Studie auch wirtschaftliche und soziale Abgründe erahnen, auf die wir frohen Mutes zusteuern. «Die Dominanz der fluktuierenden erneuerbaren Energien erfordert eine hohe Flexibilität auf der Stromerzeugungsseite und der Verbrauchsseite», ist in der Studie zu lesen. Im Klartext: Wenn Wind und Sonne, je nach den Launen der Witterung, gerade keine Energie liefern, muss der zivilisierte Mensch zwischendurch halt mal auf Energie verzichten.

Doch nicht einmal in ihrem Idealszenarium kommt die schöne neue Welt der dezentralen Energieerzeugung ganz ohne zentrale Grosskraftwerke aus. Die Studie schätzt, dass es bis zu 100 000 MW aus Grosskraftwerken braucht – natürlich auf der Basis von Biogas, synthetischem Methan oder Wasserstoff –, um das Netz stabil zu halten und kurzfristige Zusammenbrüche zu verhindern. Zum Vergleich: Die heutige Kapazität von Grosskraftwerken beträgt rund 90 000 MW.

### Licht oder Wärme, das ist die Frage

Ebenfalls ernüchternd ist die Erkenntnis, dass Batterien nur als Kurzzeitspeicher dienen können. Voraussetzung für Langzeitspeicher wäre die erfolgreiche Entwicklung von «Power-to-Gas», also die Umwandlung von Windstrom per Elektrolyse in Wasserstoff oder gar Methan. Das ist zwar heute noch absurd teuer, aber wir werden das schon schaffen, vielleicht, irgendwann und irgendwie. Allerdings, so warnen die Autoren, könnte es trotz allem in Tagen der kalten Dunkelflaute (keine Sonne und kein Wind im Winter) zu Konflikten kommen zwischen «Power-to-Heat» (Wärme auf Windstrombasis) und dem konventionellen Strombedarf. Will sagen: Licht oder warme Heizung, das ist dann die Frage. Das Auto



*Nachhaltiger Kurzschluss:* Kanzlerin Merkel.

bleibt bei der Dunkelflaute sowieso zu Hause stehen.

Die Autoren korrigieren nicht zuletzt auch die weithin verbreitete Illusion, nach der Autobatterien als Stromspeicher genutzt werden könnten: «Die Pufferkapazität der Elektroflotte liegt im Bereich von einigen Stunden» (Seite 57 der Studie). Der Ausgleich der Launen der Witterung hängt zudem davon ab, ob die

---

### Gratis ist die schöne neue Welt von Greta, Annalena und Robert leider nicht zu haben.

---

«Autobesitzer bereit sein werden, ihre Batterien dem System zur Verfügung zu stellen». Schlimmstenfalls könnte das zeitgleiche Laden vieler Autobatterien zu bestimmten Tageszeiten zu einer zusätzlichen Belastung für das Stromnetz werden. Es ist allerdings zu befürchten, dass die Deutschen auch in grüner Zukunft selber bestimmen möchten, wann sie fahren wollen und wann nicht. In Anbetracht all der Strassen in den Städten, die man für teures Geld aufgerissen hat, um dem Bedarf nach «Ausbau der Verteilnetze» Rechnung zu tragen, ist der Bürger womöglich nicht zu weiteren Opfern bereit.

Und gratis ist die schöne neue Welt von Greta, Annalena und Robert leider auch nicht zu haben. Hier kann einem beim Blick in den Abgrund richtig schwindlig werden. Die Autoren setzen 60 Prozent CO<sub>2</sub>-Minderung voraus, die ja bis 2030 erreicht werden soll (Seite 116 der Studie, Grafik 35). Das heutige Energieversorgungssystem kostet pro Jahr 250 Milliarden Euro. Will man das CO<sub>2</sub>-Zwischenziel in den nächsten zehn Jahren erreichen, kostet das 1500 Milliarden zusätzlich. Bei einer Erhöhung auf 75 Prozent CO<sub>2</sub>-Minderung rechnen die Autoren mit weiteren 800 Milliarden, bei einer solchen auf 85 Prozent mit weiteren 1000 Milliarden. Für die Steigerung von 85 auf 90

Prozent CO<sub>2</sub>-Minderung bis ins Jahr 2050 wären noch weitere 1300 Milliarden fällig. Alles zusammen ergäbe dann das hübsche Sümchen von 4600 Milliarden Euro.

### Klumpenrisiko mit Wind und Sonne

4600 Milliarden Euro müssten die deutschen Haushalte also ausgeben, um 800 Millionen Tonnen CO<sub>2</sub> zu vermeiden. Dies ist die Menge an CO<sub>2</sub>, die China jedes Jahr zusätzlich ausstösst. Damit die Eltern der streikenden Kinder von «Fridays for Future» die 4600 Milliarden richtig verstehen: Das sind während dreissig Jahren für jeden deutschen Haushalt Monat für Monat 320 Euro – zusätzlich, notabene. Und wenn es nach Greta und ihren Followern geht, die 100 Prozent Erneuerbare innerhalb von fünfzehn Jahren fordern, dann wären das monatlich 640 Euro – immer vorausgesetzt, dass die deutsche Energieversorgung und damit auch die Wirtschaft nicht vorher zusammenbricht. Zur Erinnerung: Zieht man diese 640 Euro von einem deutschen Durchschnittsverdienst (1890 Euro netto pro Monat) ab, müssten Heerscharen von Deutschen unter oder nahe der Armutsgrenze (60 Prozent des Durchschnittsnettoeinkommens) leben.

Dabei kommt Deutschland nicht einmal mit dem mittelfristigen Umbau der Stromversorgung klar. Die Bundesnetzagentur warnt, dass bis ins Jahr 2022 eine Reservekapazität von 10 000 Megawatt (was zehn Kernkraftwerken entspricht) aufgebaut werden muss. Statt das absehbare Stromproblem zu lösen, weiten wir es auf Wärme und Mobilität aus. Diese drei Sektoren, die bislang von verschiedenen Energieträgern (Kohle, Erdgas, Erdöl, Kernenergie) geprägt waren, sollen im Wesentlichen von einem einzigen Energieträger abhängig gemacht werden: Strom, gespeist aus Wind und Sonne. In der Privatwirtschaft würde man von einem verantwortungslosen Klumpenrisiko reden. Wind und Sonne entscheiden, wann wir unser Auto bewegen können, wie viel Wärme wir im Winter nutzen dürfen und wann das Licht angeschaltet werden kann. Das nennt man einen nachhaltigen Kurzschluss.

Die Studie «Energiesysteme der Zukunft» kann hier heruntergeladen werden:  
[https://energiesysteme-zukunft.de/fileadmin/user\\_upload/Publikationen/pdf/ESYS-Analyse-Sektorkopplung.pdf](https://energiesysteme-zukunft.de/fileadmin/user_upload/Publikationen/pdf/ESYS-Analyse-Sektorkopplung.pdf)



**Prof. Dr. Fritz Vahrenholt** hat in Chemie promoviert und ist Honorarprofessor an der Universität Hamburg. Als Vertreter der SPD war er Umweltsenator in Hamburg (1991 bis 1997). Unter Bundeskanzler Gerhard Schröder war er auch als Berater für Energiefragen auf Bundesebene tätig.

## Grün ist die Hoffnungslosigkeit

Von Christoph Mörgeli

Der Kanton Zürich wollte bei den letzten Wahlen mehr Grün. Jetzt bekommt er mehr Grün. Bereits an der zweiten Sitzung in neuer Zusammensetzung hat der Kantonsrat beschlossen, den Klimanotstand auszurufen. Zünglein an der Waage spielte die Evangelische Volkspartei, die den Linken willig in die Arme sank. Denn es steht geschrieben: «Die Erde lasse junges Grün sprossen» (1. Mose 1, 11). Auf der Tribüne sassen derweil Umweltaktivisten in Eisbärkostümen. Wobei es in der Nordpolarregion schon Eisbären gab, als diese noch völlig eisfrei war. Weil sie sich von Robben ernähren. Und nicht vom Eislutschen.

Mit 90 zu 84 Stimmen erklärte der Zürcher Kantonsrat den Klimanotstand. Der Jubel in den Medien war gross. Hurra, es herrscht Notstand. Also ein Zustand höchster Bedrohung für unsere Rechtsgüter, die nur auf Kosten anderer Rechtsinteressen verteidigt werden können. Spätestens hier wird's ungemütlich. Notrecht und Rechtsstaat sind Gegensätze. Während der Weltkriege haben unsere Parlamente ebenfalls den Notstand ausgerufen. Und damit die demokratischen Volksrechte massiv ausgehebelt. Erst 1949 konnte sich der Souverän mit einer Volksinitiative seine verfassungsmässigen Rechte zurückerkämpfen.

Der Klimanotstand sei lediglich ein symbolischer Akt, meinen die Grünen und die sogenannten Grünliberalen. Ob sie eine Sekunde lang bedenken, was sie mit ihrem Zeichensetzen auslösen? «Klimanotstand in Zürich» – ist das wirklich die Werbebotschaft, die Zürich in alle Welt senden will? Überlegt sich jemand die Auswirkungen für den Tourismus? Nicht wenige Mitmenschen aus Amerika, dem mittleren Osten oder China dürften beim Wort Klimanotstand an verschmutztes Wasser, erstickenden Smog und verpestete Luft denken. Wo doch fernöstliche Touristen hierzulande schon heute weisse Gesichtsmasken tragen. Dieselben Kreise, die heute negative Katastrophenschlagzeilen über das sauberste, umweltbewussteste aller Länder verbreiten, buttern im nächsten Moment wieder viele Millionen Steuergelder in die Tourismusförderung.

Dank dem Zürcher Klimanotstand ist ab sofort das Klima offiziell das oberste aller Probleme. Was Touristen abhält, schreckt Kriminaltouristen und Asyltouristen nicht ab. Die Zürcher wollten ein Zeichen setzen. Jetzt erhalten sie statt Politik Symbolpolitik. Grün ist oft gleichbedeutend mit unreif.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## Kügeli-Dealer wissen: Keine Mails

Von Peter Bodenmann — Michael Lauber greift Hans-Peter Uster frontal an. Nur einer der beiden wird das politisch überleben.



Kollektive Blaupausen-Amnesie: Bundesanwalt Lauber.

Denn jeder Skandal braucht ein Opfer, damit alles bleibt, wie es war. *Ciao, bello, ciao.*

Unser Bundesanwalt trifft sich mit seinen Fifa-Klienten in der Bar des Berner «Hotels Schweizerhof» und später im «Au Premier» des Zürcher Bahnhofbuffets. Das nennt sich Service au public im öffentlichen Raum.

Protokolle werden keine gemacht. Denn alle haben gute Gedächtnisse. Und was ist im Zeitalter der Klimaerwärmung umweltfreundlicher als eine papierlose Bundesanwaltschaft.

Wer – wie der ehemalige Trotzki Hans-Peter Uster – das nicht nachvollziehen kann, hat noch nicht mitbekommen, wie die informelle Schweiz nach wie vor funktioniert.

Vertrauen ist gut, kollektiver Erinnerungsverlust noch besser. Gianni Infantino, Michael Lauber, André Marty und Rinaldo Arnold trafen sich am 16. Juni 2017 um 17:15 Uhr in Zürich. Die Kataris stellten dem Fifa-Präsidenten einen Privatjet zur Verfügung, damit der Secondo aus Brig diesen wichtigen Termin nicht verpasste.

Irgendwie scheint die Klimaanlage im «Au Premier» wieder nicht funktioniert zu haben. Der Sauerstoffmangel in der Luft muss so gross gewesen sein, dass sich weder einer der drei Oberwalliser noch Bundesanwalt Lauber an dieses Zusammentreffen erinnern können.

Wir müssen Lauber glauben, denn er sagt die Wahrheit. Und wer Zweifel äussert, der beschwört «eine institutionelle Krise herauf».

Zwischenfrage: Führen diese Herren oder deren Sekretärinnen keine Agenden?

Freuen können sich über diese kollektive Blaupausen-Amnesie alle Kleinkriminellen. Warum sollten sie sich künftig bei Befragungen an irgendetwas erinnern können? Und dies im Gegensatz zu ihren neuen Vorbildern Infantino, Lauber, Marty und Arnold.

Aufgeflogen ist dieses dritte Treffen nur, weil der Oberstaatsanwalt Rinaldo Arnold seinem Freund André Marty eine unverschlüsselte Mail zugesandt hatte. Diese hat Marty – im Gegensatz zu Arnold – nicht verschwinden lassen.

Michael Lauber hat Hans-Peter Uster frontal angegriffen. Ein Anfängerfehler. Lauber hätte den Spiess umdrehen müssen: Jeder Kügeli-Dealer wisse: keine Mails, keine SMS. Niemand vergesse, seine Mails zu löschen, wenn er etwas zu verbergen habe. Die Bundesanwaltschaft habe nichts zu verbergen und deshalb nichts gelöscht. Dies im Gegensatz zum 20 000-Franken-Schwarzgeld-Arnold.

Jeder Skandal braucht ein Opfer, damit alles bleibt, wie es war. Zur Zeit spricht einiges dafür, dass nicht Hans-Peter Uster das Opfer sein wird.

Weitergehen wird der Match zwischen dem Visper Sepp Blatter und dem Briger Gianni Infantino. Hier geht es unter anderem um achtzig Luxus-Uhren.

Liverpool, Ajax, Eintracht Frankfurt. Fussball ist beste Unterhaltung. Nachweislich auch in den Teppichetagen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



# Der Fall J. S.-H.

Von Kurt W. Zimmermann — Gerichte dürfen Fehlurteile fällen. Aber das Fehlurteil zur Zuger Ex-Politikerin J. S.-H. ist schon sehr krass.

Unter Journalisten gilt die alte Regel: Wenn du deine Kollegen prügeln kannst, dann prügeln.

Das durfte soeben der *Blick* erfahren. Das Zuger Kantonsgericht verurteilte das Blatt zu einem Schmerzensgeld von 20 000 Franken an die frühere Politikerin Jolanda Spiess-Hegglin. Der *Blick* hatte 2014 ihren vollen Namen genannt, als sie die Hauptdarstellerin eines saftigen Sex-Skandals war. Die Redaktion hätte, so die Richter, die Identität der Dame verschweigen müssen.

«Der *Blick* hat Spiess-Hegglin's Persönlichkeit verletzt», prügelte nun die NZZ den *Blick*. Kleine Gegenfrage: Warum hat dann die NZZ in Dutzenden von Artikeln ebenfalls den vollen Namen von Spiess-Hegglin erwähnt?

«Ein krasser Eingriff in die Intimsphäre», prügelte nun das *Aargauer Tagblatt* den *Blick*. Kleine Gegenfrage: Warum hat dann das *Aargauer Tagblatt* in Dutzenden von Artikeln ebenfalls den vollen Namen von Spiess-Hegglin erwähnt?

Überall war es genauso. Nachdem die Affäre geplatzt war, nannten alle Redaktionen selbstverständlich Spiess-Hegglin's volle Identität, von der «Tagesschau» und dem Schweizer Radio bis zu sämtlichen Zeitungen und Lokalsendern.

Sie alle hätten den Namen aus Gründen des Persönlichkeitsschutzes verschweigen oder anonymisieren können. Natürlich dachte keine Redaktion auch nur eine Sekunde an diese Option. Dafür war der Skandal viel zu öffentlichkeitsrelevant.

Nehmen wir mal an, der *Blick* hätte sich verhalten, wie das Gericht es wünscht. Dann hätte er geschrieben: «Sex-Skandal um die Zuger Politikerin J. S.-H.» Oder so ähnlich.

Was wäre nun passiert? Blitzschnell wäre im Netz, von Facebook bis Twitter, die volle Identität der Politikerin publik geworden. Alle Medien hätten nun diese Quellen ausgeschlachtet: «Wie mehrere Internetseiten berichten, geht es im Zuger Sex-Skandal um Jolanda Spiess-Hegglin.»

Das Urteil gegen den *Blick* ist ein Fehlurteil. Es ist eine krasse Geringschätzung des öffentlichen Interesses. Man stelle es sich nochmals vor: Zwei vom Volk gewählte Politiker, die beide ihre Partei präsidieren, haben – womöglich erzwungenen – Sex an einer öffentlichen politischen Feier. Ja, was denn kann noch mehr von öffentlichem Interesse sein?

Selbst in dieser offiziellen Situation sind Parlamentarier durch Anonymität geschützt, sagen die Richter. Das Urteil unterhöhlt dadurch massiv das Prinzip der gesellschaftlichen Transparenz und der Wächterfunktion der Medien in der Demokratie.

Für Redaktionen ist es stets eine Gratwanderung, zwischen individuellem Interesse und öffentlichem Interesse abzuwägen. Das Individuum fordert einen Maulkorb, die Öffentlichkeit verlangt Information. In diesem Fall war die Priorität klar.

Es ist darum sehr befremdlich, wie das Gericht zu seinem restriktiven Urteil gekommen ist. Vielleicht hat es auch mit lokalen Verbindungen zu tun. Der zuständige Richter ist ein Duzfreund von Spiess-Hegglin.

Wenn es nach den Zuger Richtern ginge,



Viel zu öffentlichkeitsrelevant.

dann hätten die US-Medien nicht offen über die Sex-Affären um Bill Clinton und Donald Trump berichten dürfen. In den USA, wo keine Gerichte die freien Medien gängeln, wäre das undenkbar. Bei uns ist es Realität.

Damit kommen wir zur Tragik dieser Geschichte. Unsere Journalisten heulten nicht auf, als ein Gericht ihre demokratische Kontrollfunktion zu zerstören versuchte. Sie heulten nicht auf, als ein Gericht das Persönlichkeitsrecht von Volksvertretern höher als das Informationsrecht der Allgemeinheit bewertete.

Nein, die Journalisten prügeln lieber ihre Kollegen vom *Blick*. Nur vom *Tages-Anzeiger* bekam der *Blick* die angemessene Unterstützung. Alle andern zogen scheinheilig über das Boulevardblatt her – nachdem sie selber die Affäre zuvor bis zum Exzess hochgekocht hatten.

Ich fühlte mich bestätigt. Viele Journalisten sind Irrlichter. Sie kämpfen nicht gemeinsam für die langfristigen Interessen ihrer so wichtigen vierten Gewalt. Nein, sie prügeln lieber kurzfristig auf ihre Berufskollegen ein.

# Wasserdampf

Von Henry M. Broder — Arbeitsteilung à la Maas.

Der deutsche Außenminister Heiko Maas hat anlässlich des 70. Jahrestags der Aufnahme Israels in die Vereinten Nationen die schlechte Behandlung des jüdischen Staates in den Gremien der Uno beklagt. Israel werde «in unangemessener Form angeprangert, einseitig behandelt und ausgegrenzt», Deutschland dagegen stehe auch in den Vereinten Nationen weiter an der Seite Israels und werde sich «mit Überzeugung und Nachdruck gegen jeden Versuch stellen, Israel zu isolieren oder zu delegitimieren».



Schon Faust wusste, dass Namen «Schall und Rauch» sind. Mit grossen Worten verhält es sich genauso. Und wenn sie von Heiko Maas gesprochen werden, dann sind sie nur Wasserdampf. Er sei, bekannte er vor einem Jahr, «wegen Auschwitz in die Politik gegangen». Von einem, der so etwas sagt, sollte man erwarten, dass er nicht nur um die toten Juden trauert, sondern auch an diejenigen denkt, deren Leben heute bedroht wird. Das aber ist nicht der Fall. Im Konflikt zwischen Israel und den Palästinensern schlägt sich die Bundesrepublik auf die Seite derer, die Israel in der Uno isolieren und international delegitimieren wollen.

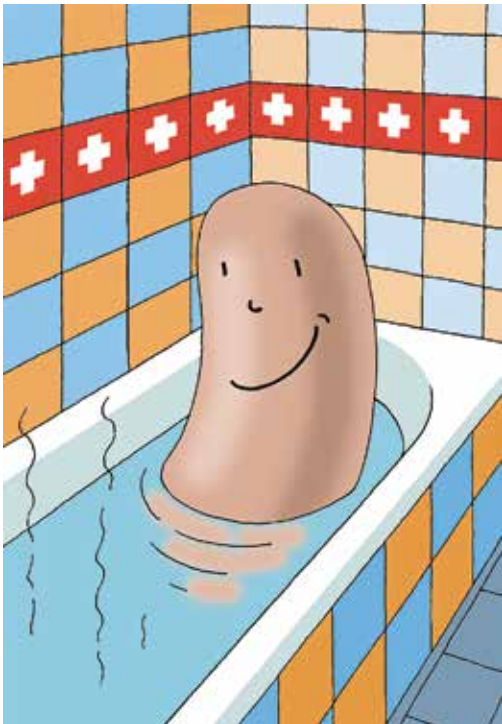
Nachdem im November letzten Jahres die Vollversammlung der Vereinten Nationen während einer Sitzung neun Resolutionen gegen Israel verabschiedet hatte, wobei die Bundesrepublik zusammen mit Ländern wie dem Iran und Saudi-Arabien achtmal gegen Israel stimmte, teilte das Auswärtige Amt auf eine Anfrage der *Bild*-Zeitung mit, das deutsche Abstimmungsverhalten hätte es ermöglicht, «den israelkritischen Tonfall der Resolutionen abzumildern». Man habe quasi Schlimmeres verhindert. Wenn die Hamas Raketen auf Israel abfeuert und Israel mit Waffengewalt reagiert, dann ruft die Bundesregierung beide Seiten zur «Mässigung» auf. Und bedauert, wenn Israel «unverhältnismässig» vorgeht. Verhältnismässig wäre es wohl, aus Rücksicht auf die in Gaza und in der Westbank tätigen deutschen NGOs jede Reaktion zu unterlassen.

So sieht sie aus, die deutsche Solidarität mit Israel. Jeder Versuch, «Israel zu isolieren oder zu delegitimieren», wird von Aussenminister Maas verurteilt.

Derweil sein Mann bei den Vereinten Nationen genau das tut. Gibt es dafür einen Namen? Ja. Arbeitsteilung.

## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Meine Frau (gebürtige Deutsche) brüht jeweils den Cervelat wie ein Wienerli in heissem Wasser. Dabei stehen mir als Schweizer jedes Mal die Haare zu Berge. Nun meine Frage: Darf man Cervelats in heissem Wasser warm machen und dann essen? *Roman Bargezi, Horgen*

Von Schweizer zu Schweizer: Der Cervelat ist eine Brühwurst, die Fleischmischung wurde also in siedendem – nicht kochendem! – Wasser gegart. Nur weil wir Eidgenossen sie dann meistens roh, gebraten oder grilliert essen, ist längst nicht ausgeschlossen, dass die Wurst auch im Wasser erwärmt schmecken könnte. Mit kulinarischen Dogmas ist es ein wenig wie mit allen Dogmen: Sie wirken tendenziell etwas überheblich. *David Schnapp*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Mein Schwiegervater hätte wohl keinen Urlaub beantragt, um sich von seinen Eltern und Geschwistern in Auschwitz zu verabschieden.» *Niklaus Strolz*

### Flüchtlingspolitik damals und heute

Nr. 19 – «Schildbürgerstreich»; Hubert Mooser über Asylpolitik

Heute besteht offenbar die Möglichkeit, Flüchtlinge – wenn wichtige Gründe vorliegen und zur Aufrechterhaltung der familiären Beziehungen – ganz legal in ihre Heimatländer zurückreisen zu lassen. Selbst wenn diese Möglichkeit schon vor 75 Jahren bestanden hätte, hätte es meine Schwiegermutter nicht riskiert, ihre Eltern in Theresienstadt zu besuchen, und auch mein Schwiegervater hätte wohl keinen Urlaub beantragt, um sich von seinen Eltern und Geschwistern in Auschwitz zu verabschieden. Diese Beispiele zeigen, wie pervertiert unsere Flüchtlingspolitik inzwischen geworden ist. *Niklaus Strolz, Zürich*

### Pazifismus, Vergebung und Feindesliebe

Nr. 19 – «Pervertierter Islam»; Herodot über Extremisten in Sri Lanka

Islamische Terroristen töten nicht, weil sie fanatisch wären, sondern weil sie den Koran als heilig und wahr betrachten. Die Heilslehre ist entscheidend, welche im Falle des Islam Gewaltanwendung religiös legitimiert. Jüdische Terroristen, welche weltweit Anschläge verüben, existieren im 21. Jahrhundert deshalb nicht, weil ihre Bibel nicht zu Gewalt aufruft. Die Gewaltverse aus dem Alten Testament waren zeitlich und örtlich limitiert und verloren mit dem Einzug der Israeliten ins Gelobte Land ihre Gültigkeit. Das Neue Testament kennt keinen einzigen Aufruf zu Gewalt. Jesu Lehre bestand in dauerndem Pazifismus, Vergebung und Feindesliebe. *Werner Pfleger, Altdorf*

### Tüchtige Kuh

Nr. 19 – «Verrückte Wissenschaft»; Editorial von Roger Köppel

Kürzer und treffender kann man das Editorial nicht auf den Punkt bringen als mit den Worten aus Friedrich Schillers «Xenien»: «Wissenschaft. Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.» Heute, nach über 200 Jahren, leider immer noch gleich gültig.

*Paul Aebischer, St. Antoni*

### Doppelmoral

Nr. 18 – «Höfliche Verfolgung»; Giuseppe Gracia über die gefährliche Situation der Christen

Es gibt doch noch vereinzelt mutige Stimmen, die die Situation richtig einschätzen. Demge-



*Vollversorgung: Ferien in Eritrea.*

genüber sind das politisch korrekte Schweigen und die Doppelmoral unserer Politik und leider auch unserer Kirchen, die uns gerne bei jeder sich bietenden Gelegenheit zur Toleranz auffordern und an unsere moralischen Werte appellieren, unerträglich. *Deborah Ess, Zürich*

### Mutter und Vater

Nr. 18 – «Ein Zürcher in New York»; Hildegard Schwaninger über Philippe Jordan

Philippe Jordan ist nicht nur der Sohn des Dirigenten Armin Jordan, sondern auch der Tänzerin Kate Herkner. Man braucht keine Feministin zu sein, um die Mutter zu vermissen.

*Verena Guran-Fierz, Zumikon*

### Die anderen Werte der US-Armee

Nr. 18 – «Verhängnisvolle Versetzung»; Christoph Mörgeli über Daniel Baumgartner

Die *Weltwoche* mit Mörgelis faktenreicher Recherche ist erneut das einzige Medium, das überzeugend den VBS-Skandal um Korpskommandant Baumgartner ins richtige Licht stellt. Baumgartner hat mit seinem pseudo-harten Führungsstil als Chef Logistik zu viele Mitarbeiter verheizt. Von diesen Kreisen wird der Artikel dankbar aufgenommen, aber Resignation herrscht weiter vor, zumal Baumgartners Verfehlungen keine Konsequenzen zeitigten. Mörgeli schreibt richtig, dass ein derart kompromittierter Militärattaché in Washing-



ton wenig Fortüne haben werde. Zumal die US-Armee noch andere Werte zeigt, wenn es um fehlbare Generäle geht. Der Viersternegeneral William E. Ward a.D. wurde wegen finanzieller Verfehlungen während seiner Rentenzeit um zwei Sterne degradiert und damit um die entsprechenden Pensionsbezüge gebracht. Der fehlbare Baumgartner behält seinen bisherigen Lohn von über 300 000 Franken, obwohl ein Attaché sonst nur die Hälfte bekommt. Eine Saläranpassung müsste wohl auch in der Schweiz möglich sein. Da sind Frau Amherd und das Parlament gefordert.

Roger E. Schärer, Feldmeilen

### Übertriebener Luxus

Nr. 17 – «Frankreich in Flammen»;  
Urs Gehrig über Nicolas Bavarez

Demonstranten frohlocken! So auch ich, wenn ich das Beispiel in Frankreich verfolge. Der Autor schreibt, in Frankreich würden sich die Demonstranten (*gilets jaunes*) «nicht gegen die gewöhnlichen Unternehmen richten, sondern gegen die Symbole des Luxus und gegen öffentliche Gebäude, etwa Präfekturen und alles, was den Staat und die öffentliche Ordnung verkörpert». Was ist da im Anzug? Frankreich ist das wohl am zentralistischsten geführte Land Europas. Schon mal erlebte es übertriebenen Luxus und zu zentralistisch gelenkte Ordnung. Ende des 18. Jahrhunderts führte dies zur Französischen Revolution. Paris blieb danach trotzdem das ordnungspolitische Mass. Nun übertragen Präsident Macron und seine Partnerin in Deutschland ihre sprichwörtliche Obrigkeitgläubigkeit auf die Brüsseler Bürokraten der EU. Daraus entstand das derzeitige Hauptproblem für uns Schweizer: die begründete Angst vor einem Rahmenabkommen. Das schweizerische System föderaler Demokratie verdient es, generationenübergreifend verteidigt zu werden – wie Goethe in «Faust II» sagte: «Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muss.» Karl Reichmuth, Luzern

### Korrigenda

Entgegen den Angaben im Artikel «Wie reich muss ich sein, um Grün zu wählen?» (Nr. 18/19) enthält das Standardprodukt «ewz.basis» des Elektrizitätswerks Zürich keinen Anteil an Kernenergie. Die *Weltwoche* bedauert diesen Fehler. Auf die Berechnung des Strompreises hatte der Irrtum keinen Einfluss. Die Redaktion

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,  
Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)



## Fragen Sie Dr. M. Der Experte für alle Lebenslagen

**Ich mache mir Sorgen um mein Erspar-  
tes. Auf der Bank erhält man keine Zinsen  
mehr, und der Börsenhype macht mich  
skeptisch. Wo kann man heute sein Geld  
parkieren, ohne dass es dahinschmilzt?**

Reto F., Dagmersellen

Tatsächlich sind die Zinsen für erspartes Geld ausserordentlich niedrig. Das hat damit zu tun, dass die Nationalbank den Banken, die sie mit Geld versorgen muss, das Geld ausserordentlich billig zur Verfügung stellt. Zurzeit etwa mit 0,75 Prozent. Das kann die Nationalbank tun, weil sie viel Geld drucken kann, wenn sie das will. Weil die Banken billiges Geld zur Verfügung haben, ist es begreiflich, dass sie an Private keinen höheren Zins zahlen können. Wer viel Geld anlegen will, muss sogar froh sein, wenn er keinen Negativzins zahlen muss. Diese Niedrigzinspolitik haben die Nationalbanken nach dem Bankencrash 2007/2008 eingeläutet, um der Wirtschaft, den Hausbesitzern mit Hypotheken und den Schuldern billiges Geld zu ermöglichen, damit in-

vestiert wird und sich die Wirtschaft nicht abschwächt. Leider fehlte die Kraft, den anfänglich begreiflichen Entscheid für billiges Geld wieder zu ändern.

Was kann man tun? Hat man reichlich Erspar-tes, kann sich der Erwerb von Wohneigentum lohnen, weil man sehr günstig zu einer Hypothek kommt. Aber auch hier muss man wissen: Es gibt nichts absolut Wertbeständiges. Auch Liegenschaften können sich in Krisenzeiten abwerten, und vielleicht muss man die Liegenschaft zu Unzeiten verkaufen. Darum sollte man sich nicht stark verschulden.

Wer Bargeld hat, kann dieses bei der Bank anlegen, muss aber in Kauf nehmen, dass man im besten Fall nur das Geld zurückerhält. Bei Aktien heisst es aufpassen: Wenn Sie über kleine Summen verfügen, so dass sich die intensive Verfolgung einer börsenkotierten Firma nicht lohnt, würde ich davon abraten. Möglich sind langfristige Obligationen von sicheren Werten. Auch hier muss man die Sicherheit des Schuldners überprüfen können.

Man kann das Geld auch unter die Matratze legen. Das bringt keinen Zins, aber bei einer Währung wie dem Schweizer Franken dürfte der Wert erhalten bleiben.

Ich glaube nicht, dass die Tiefzinspolitik noch sehr lange anhält. Aber wie lange sie noch besteht, kann ich nicht voraussagen.

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an [drm@weltwoche.ch](mailto:drm@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen werden nicht beantwortet.

DIE WELTWOCH

## Die Weltwoche im «Taschenformat».

Sie brauchen auch unterwegs nicht auf die *Weltwoche* zu verzichten. Mit dem schnellen Download haben Sie jede Ausgabe seit 2013 im Nu zur Verfügung. Ideal als Ergänzung zur gedruckten Ausgabe.



---

# Ständig diese Schicksalsfrage

---

Der Bundesrat betreibt eine ängstliche Europapolitik. Der bilaterale Weg stellt für mich keine zukunftsfähige Lösung dar. Er muss dynamischer gestaltet werden. Die flankierenden Massnahmen zum Schutz der Arbeitnehmer müssen beibehalten werden. *Von Micheline Calmy-Rey*



*Der innenpolitische Konsens ist entscheidend:* Staatssekretär Balzaretto, SP-Präsident Levrat, Aussenminister Cassis.

Es war einmal ein britischer Journalist, der von der «Swissness» der Europäischen Union sprach, um ihren geringen politischen Einfluss in der Welt zu bedauern. Die EU sei in ihrem Wohlstand selbstgefällig geworden: wohlhabend und weltpolitisch belanglos. Eben wie die Schweiz. Dieser britische Journalist illustrierte seine These mit dem bekannten Zitat aus Orson Welles' «Drittem Mann», Italien habe während dreissig Jahren Krieg und Blutvergiessen unter den Borgia Michelangelo, Leonardo da Vinci und die Renaissance hervorgebracht. Die Schweiz während 500 Jahren Solidarität, Demokratie und Frieden lediglich die Kuckucksuhr.

Eine hübsche Pointe, wenn auch ein Missverständnis. In Wahrheit ist die Kuckucksuhr eine deutsche Erfindung und kommt aus dem Schwarzwald. Tatsächlich ein schweizerisches Produkt sind dagegen die hochpräzisen Atomuhren, welche für die Testsatelliten des europäischen Satellitennavigationssystems Galileo benutzt werden. Ich denke, diese Atomuhren repräsentieren denn auch besser die Schweiz, wie sie wirklich ist: nicht Folklore-

Kitsch, sondern modern, wettbewerbsfreudig, ein Land, das in Sachen Innovation und Produktivität auf den internationalen Ranglisten an der Spitze steht. Und jenseits des Missverständnisses seit 1949, seit der Veröffentlichung von Orson Welles' «Drittem Mann», hat sich die Welt verändert.

Die Welt globalisiert sich, und dieses Phänomen geht mit einer Verschiebung der politischen und wirtschaftlichen Schwerpunkte einher. Die Hegemonie des Westens ist zu Ende. China und Indien sind in den Kreis der Grossmächte eingetreten.

## Gegenseitige Abhängigkeiten

In einem Jahrhundert sind wir von einer vom sogenannten Westen dominierten Welt zu einer multipolaren Welt übergegangen, in der Supermächte Multilateralismus zu ihren Gunsten einsetzen. Wie die Vereinigten Staaten und Donald Trump neigen einige dazu, multilaterale Gouvernanz als eine Zusammenkunft starker Männer zu betrachten, die untereinander verhandeln, denken Sie an Wladimir Putin, Xi Jinping, Recep Tayyip Erdogan, Jair Bolsonaro.

Es muss daher anerkannt werden, dass die Aussenpolitik zunehmend als Verteidigung nationaler Interessen im engeren Sinne zu verstehen ist, vor allem wirtschaftlicher und finanzieller. Die wirtschaftlichen und finanziellen Grundlagen der Schweiz bieten Anlass zu Neid. Sie besitzt aber nur wenige natürliche Ressourcen, abgesehen von Wasser, und ihre wichtigsten Handelspartner sind in unmittelbarer

---

## Aussenpolitik ist zunehmend als Verteidigung nationaler Interessen im engeren Sinne zu verstehen.

---

Nähe (das Land Baden-Württemberg ist ein ebenso wichtiger Handelspartner wie China). Also versteht man, warum die Beziehungen der Schweiz zur EU eine erste Priorität unserer Aussenpolitik sind.

Und unsere globalisierte Welt ist auch vernetzt. Es ist eine Welt, in der es keine Distanzen mehr gibt.

Nicht nur Naturkatastrophen, sondern auch massive Verletzungen der Menschen-



rechte finden heute vor den Augen der Weltöffentlichkeit statt. Wie die Regierungen oder Regimes darauf reagieren, wird auch von dieser Öffentlichkeit und der globalen Politik kritisch mitverfolgt. Es entstehen Druckpotenziale, denen sich einzelne Staaten nicht ganz entziehen können.

Mit der Globalisierung haben sich auch Risiken verstärkt, die vor keiner Landesgrenze haltmachen.

Die grenzüberschreitenden Bewegungen von Waren, Dienstleistungen, Kapital, Wissen und Personen haben dazu beigetragen, ein enges Geflecht gegenseitiger Abhängigkeiten zwischen Staaten und ihren Gesellschaften zu schaffen, infolgedessen sich die Welt wichtigen, gemeinsamen Herausforderungen stellen muss, zum Beispiel der Klimaerwärmung oder der Migration. Diese Herausforderungen sind global.

Auf globaler Ebene und generell gesehen, haben Staaten auf diese Entwicklungen mit politischen und wirtschaftlichen Integrationsprozessen auf regionaler Ebene reagiert, gemäss der Idee: Je grösser, desto stärker (Mercosur in Lateinamerika, Asean, Golf-Kooperationsrat, Westafrikanische Wirtschaftsgemeinschaft (Ecowas), Eurasische Wirtschaftsunion – Russland, Weissrussland, Kasachstan, Armenien, Kirgisistan. Auf dem europäischen Kontinent haben Staaten die Europäische Union gegründet. Die Europäische Union ist das am weitesten fortgeschrittene Projekt der regionalen Zusammenarbeit.

Die Schweiz ist nicht Mitglied der Europäischen Union. Sie sieht sich den tiefgreifenden Veränderungen alleine gegenübergestellt. Welche Trümpfe hat sie, um sich Gehör zu verschaffen? Wie schafft sie es, ihre nationalen Interessen in dieser sich verändernden Welt zu verteidigen? Und ist ihr institutionelles Modell der Bilateralen noch angemessen?

Die erste Herausforderung der Aussenpolitik der Schweiz besteht in ihrer geografischen Lage. Die Schweiz verfügt über ein kleines Gebiet in der Mitte des europäischen Kontinents. Traditionell zielte ihre Aussenpolitik ebenso wie ihre Neutralität darauf ab, ein Gleichgewicht zwischen den rivalisierenden europäischen Mächten, die sie umgeben, zu erhalten. Dieses Ziel ist verschwunden.

Zum ersten Mal in ihrer Geschichte ist ihr Hauptpartner ein Ganzes, die Europäische Union. Praktisch haben wir nur noch einen Nachbarn. Dieser Partner ist eine Gruppe von 28 respektive 27 Ländern, Teil eines dynamischen Integrationsprozesses, und dieser Partner versteht auch seine Beziehungen zu Drittstaaten als einen dynamischen Prozess: Er ist nicht bestrebt, sektorielle und statische Vereinbarungen mit Drittstaaten abzuschliessen, sondern ganz im Gegenteil versucht er, uns in sein eigenes, sich ständig weiterentwickelndes Regelungssystem zu bewegen.

Die EU verhält sich zurückhaltend mit einer Bewertung des bilateralen Wegs. Ihr gefällt der bilaterale Weg der Schweiz mit einem Sektor-gestützten Zugang zum europäischen Markt über eine Reihe bilateraler Abkommen und Regelungen nicht. Ihrer Auffassung nach ist dieser Weg zu kompliziert und bietet keine Garantien hinsichtlich einer einheitlichen Anwendung des europäischen Rechts durch die Schweiz. Die EU will nicht, dass die Schweiz bei der Anwendung europäischen Rechts von den Mitgliedsstaaten abweichen kann, die sich ihrerseits an die Rechtsprechung des Europäischen Gerichtshofs (EuGH) halten müssen. Deshalb übt sie Druck auf die Schweiz aus, ein institutionelles Abkommen abzuschliessen.

Sie erwartet von der Schweiz, dass sie den «Acquis» (EU-Recht) und die Weiterentwicklungen in den Bereichen, die durch bilaterale Abkommen geregelt sind, nachvollzieht. Somit gehen wir von einer gegenseitigen Anerkennung der Gleichwertigkeit von Normen zu ihrer «dynamischen» Übernahme über.

### Materielle Übereinstimmungen

Im vergangenen Dezember hat der Bundesrat das sogenannte institutionelle Abkommen (InstA), das er mit der Europäischen Union ausgehandelt hat, veröffentlicht und in die Vernehmlassung geschickt.

Damit hat sich der Bundesrat Zeit gegeben – Zeit, die dazu dient, Bilanz aus den Vorteilen und Schwierigkeiten eines hart ausgehandelten institutionellen Abkommens zu ziehen. Ich möchte aus dem langen Prozess, der zu diesem Abkommen geführt hat, ein paar Überlegungen ableiten und versuchen, einige Lehren daraus zu ziehen.

1. Ein Wort zum Kontext: Am 23. Juni 2016 haben die Briten bekanntlich beschlossen, die Europäische Union zu verlassen. Beeindruckend ist für mich die seltsame Ähnlichkeit zwischen der Situation der Schweiz und derjenigen des Vereinigten Königreichs. Auf jeden Fall leiden die Verhandlungen mit der Schweiz unter den drastischen Bedingungen, die an die Briten für den künftigen Zugang zum europäischen Markt gestellt werden. Das Vereinigte Königreich und die EU sowie die Schweiz und die EU haben im gleichen Zeitraum ein Abkommen über den Austritt aus der EU im einen Fall und ein institutionelles Abkommen im anderen Fall ausgehandelt. Beide haben je-

doch Schwierigkeiten, eine innenpolitische Mehrheit für eine Zustimmung zu finden.

Beide Länder wünschen sich eine wirtschaftliche Partnerschaft, einen möglichst direkten Zugang zum europäischen Markt, ohne Mitglied der EU zu sein und ohne grosse Kompromisse bei den Fragen rund um die Personenfreizügigkeit und die Rolle des

Europäischen Gerichtshofs eingehen zu müssen. Das britische Argument zugunsten eines Austritts bezog sich ohnehin auf die Möglichkeit, von den europäischen Regelungen abweichen zu können, während die Schweiz eher eine Konvergenz mit den europäischen Regeln anstrebt. Die Verhandlungen zwischen der Schweiz und der EU beziehungsweise zwischen dem Vereinigten Königreich und der EU folgen daher einer unterschiedlichen Logik: Im einen Fall wird eine verstärkte Partnerschaft angestrebt, im anderen Fall eine Tren-

nung. Dies bedeutet allerdings nicht, dass es keine Konvergenzpunkte zwischen den beiden Situationen gibt.

Dass es materielle Übereinstimmungen bei den Verhandlungen gibt, stellt an sich keinen Nachteil für die Schweiz dar, weil dadurch eher Bewegung in die verschiedenen Diskussionsthemen kommen könnte (Steuerung der Migration, Verwaltung der Grenzen, Bedingungen für den Zugang zum europäischen Markt). Weder das Vereinigte Königreich noch die Schweiz können auf den Zugang zum EU-Binnenmarkt verzichten, und trotzdem gibt es weder in Grossbritannien noch in der Schweiz einen Konsens bezüglich des Verhandlungsergebnisses. Der innenpolitische Konsens ist jedoch für eine Win-win-Verhandlung sowie die Akzeptanz des Ergebnisses durch das Schweizervolk, welches das letzte Wort haben wird, entscheidend.

2. Der Bundesrat hat sich nicht zum Abkommen geäussert. Er hat eine Vernehmlassung in Gang gesetzt, ohne seine Einschätzung zu geben, als ob er sich davor fürchten würde, Stellung zu beziehen. Nun handelt es sich aber nicht um eine sekundäre Detailfrage, sondern um eine Schicksalsfrage für die Schweiz, und das Fehlen einer politischen Führung ist daher mehr als beunruhigend. Angesichts dieser Unentschlossenheit übt die EU Druck aus, droht uns mit verschiedenen Unannehmlichkeiten und verlängert die Börsenäquivalenz nur bis zum Ende des Vernehmlassungsverfahrens. >>>



Autorin Calmy-Rey.

## Welche Trümpfe hat die Schweiz, um sich Gehör zu verschaffen?

Die Schweiz hat Spitzendiplomaten. Die Schweizer Diplomaten haben in bilateralen Verhandlungen mit der EU ihre Fähigkeiten unter Beweis gestellt. Die Schweiz betreibt derzeit jedoch eine widersprüchliche und ängstliche Europapolitik. Darüber hinaus besteht erhebliche Unsicherheit über die Auswirkungen der ausgehandelten Vereinbarung, von denen viele bisher nicht ernsthaft diskutiert worden sind, obwohl sie schon längst bekannt waren. Von Beginn weg wusste man, dass das europäische Recht über die entsandten Arbeitnehmer und die Unionsbürgerrichtlinie nicht problemlos war. Trotzdem hat man nicht versucht, einen innenpolitischen Konsens zu suchen und jetzt sind wir dran wie Frau May, *presque au bord de la falaise*.



**Unsicherheit:** Anti-EWR-Demonstration, 1992.

Obwohl sich die Europäische Kommission nach fünfjährigen harten Verhandlungen über die unentschlossene Position der Schweizer Exekutive einigermassen geärgert hat, verwies sie dennoch auf die Paraphierung des Vertragsentwurfs bis nächsten Juni, um uns etwas Zeit für einen nationalen Konsens zu gewähren.

3. Die Europäische Union ist einflussreicher und stärker als wir, so dass wir aus einer Position der Schwäche heraus verhandeln, auch wenn wir, formell gesehen, gleichwertige Partner sind. Der Anteil der EU an den Schweizer Exporten lag 2017 bei 46 Prozent, während umgekehrt der Exportanteil lediglich 8 Prozent betrug. Die EU ist ein Markt mit 500 Millionen Konsumentinnen und Konsumenten, während unser Binnenmarkt sehr viel kleiner ist.

Unter diesen Umständen sind Kompromisse unvermeidbar, und am Ende werden wir uns zwischen einem erneuerten bilateralen Weg und dem Status quo entscheiden müssen. Ich teile die Meinung derer, die denken, dass der Status quo keine Alternative darstellt.

4. Das in die Vernehmlassung geschickte Abkommen kann in Bezug auf seine institutionellen Aspekte nicht überzeugen. Im Wesentlichen geht es darum, das Streitbeilegungsverfahren zu verbessern und die Übernahme des EU-Acquis dynamisch auszugestalten.

a) Das Schiedsgericht ist das Herzstück des Systems zur Beilegung von Streitigkeiten, und das ist eine gute Sache. Allerdings holt es die Meinung des Europäischen Gerichtshofs ein, wenn die zu klärende Frage die Auslegung und Anwendung von europäischem Recht betrifft und wenn die Interpretation des EuGH notwendig und relevant für den konkreten Streitfall ist. Ob diese Kriterien erfüllt sind, liegt in der Beurteilung des Schiedsgerichts. Die Auslegung des EuGH ist aber verbindlich für das Schiedsgericht. Nun beruhen die fünf bestehenden, vom institutionellen Abkommen abgedeckten Marktzugangsabkommen grundsätzlich auf EU-Recht. Eine Anrufung des EuGH ist in vielen möglichen Streitfällen deshalb wahrscheinlich; es ist die Konsequenz davon, dass die dem InstA unterstellten Marktzugangsabkommen zum grössten Teil auf EU-Recht basieren und daher in den meisten Streitfällen EU-Recht tangiert sein wird. So wird im Konfliktfall die Konformität der Anwendung der revidierten europäischen Entsenderichtlinie durch die Schweiz, deren Übernahme im institutionellen Abkommen vorgesehen ist, schlussendlich in einem Streitfall vom EuGH interpretiert werden.

Hier geht es nicht nur um die Frage der 8- oder 4-Tage-Voranmeldepflicht. Es geht um

### Ich plädiere für die Verbesserung des sozialen Schutzes der in der Schweiz arbeitenden Menschen.

die Grundsatzfrage des anwendbaren Rechts. Bemerkenswert ist, dass die flankierenden Massnahmen, die durch das Abkommen teilweise eingeschränkt würden, nicht in ihrer Ganzheit explizit ausgenommen wurden.

Die Übernahme der Unionsbürgerrichtlinie wird im Abkommensentwurf nicht er-



**Druck:** EU-Kommissionspräsident Juncker.

wähnt. Dies bedeute, so schreibt der Bundesrat, dass die Schweiz keinerlei ausdrückliche Ausnahmebehandlung genießt und im Konfliktfall der im Abkommen verankerte Mechanismus zur Beilegung von Streitigkeiten anwendbar wäre.



**Bundeskanzler Kohl, Präsident Mitterand.**

Zu den umstrittenen Punkten zählen auch die staatlichen Beihilfen. Sie sind von verschiedenen Akteuren, insbesondere von den Kantonen, kritisiert worden. Es muss unbedingt dafür gesorgt werden, dass die mit dem Entwurf des institutionellen Abkommens angenommene Lösung keine horizontalen Auswirkungen ausserhalb des Rahmens des Abkommens haben wird und dass Bund und Kantone gleich behandelt werden.

b) Ich bin für eine dynamischere Gestaltung des bilateralen Wegs, auch wenn wir uns im Zusammenhang mit der Übernahme europäischen Rechts den EWR-Verfahren annähern. Wenn wir allerdings beschliessen, den Acquis nicht zu übernehmen, kann die EU Ausgleichsmassnahmen ergreifen. Diese müssen zwar verhältnismässig sein, könnten aber bis zu einer ganzen oder partiellen Suspendierung des fraglichen Abkommens gehen. Darüber hinaus sieht das institutionelle Abkommen vor, dass die Kündigung des Abkommens von der einen oder anderen Partei allein entschieden werden kann. Aufgrund der Guillotineklausel, die die Bilateralen I miteinander verknüpft, würden nicht nur die fünf vom InstA erfassten Abkommen (Personenfreizügigkeit, gegenseitige Anerkennung von Konformitätsbewertungen, landwirtschaftliche Erzeugnisse sowie Luft- und Landverkehr), sondern auch zwei weitere zu den Bilateralen I gehörende Abkommen (Forschung und öffentliches Beschaffungswesen) sowie künftige weitere Marktzugangsabkommen gekündigt. Mit der Einführung eines Streitbeilegungsverfahrens und der Übernahme des geplanten europäischen Acquis finde ich es schwierig, eine politische Rechtfertigung zur Aufrechterhaltung der Guillotineklausel zu sehen.

Fazit: Der vorgesehene Mechanismus zur Beilegung von Streitigkeiten ist nicht geeignet, eine gewisse Rechtssicherheit zu gewährleisten. Im Fall einer Meinungsverschiedenheit bei der Übernahme europäischen Rechts sähe das Verfahren wie folgt aus: gemischter Ausschuss, Schiedsgericht, EuGH, Ausgleichsmassnahmen und wieder Schiedsgericht zur Prüfung der Verhältnismässigkeit und ganz am Schluss Suspendierung und



vielleicht die Guillotine. Wir laufen Gefahr, ständig eine Schicksalsdiskussion zu führen!

Ich plädiere dafür, den im Abkommen vorgesehenen Mechanismus zur Beilegung von Streitigkeiten zu akzeptieren, aber mit Schutzmassnahmen: Der Schutz der Arbeitnehmer darf nicht vermindert werden. Das heisst, die EU akzeptiert unsere flankierenden Massnahmen, so dass sie von der dynamischen Rechtsentwicklung und der EuGH-Rechtsprechung nicht betroffen sind. Eine Möglichkeit bestünde auch darin, dass wir die Zusicherung kriegen, zusätzliche nationale Massnahmen zum Schutz der Arbeitnehmer über das schweizerische Recht zu beschliessen, zum Beispiel eine Ausweitung des Schutzes durch die Gesamtarbeitsverträge oder andere nichtdiskriminierende Massnahmen.

Und ich plädiere auch für die Verbesserung des sozialen Schutzes der in der Schweiz arbeitenden Menschen. Damit soll der Familiennachzug von Arbeitnehmern ermöglicht und ein Mindestmass an sozialer Unterstützung erreicht werden, beispielsweise nach fünfjähriger Arbeit in der Schweiz. Denn ich bin der Überzeugung, dass die Verbesserung des sozialen Schutzes der in der Schweiz arbeitenden Menschen und die Stärkung des Schutzes der Arbeitnehmer gegen Lohndumping und für bessere Arbeitsbedingungen Teil eines gleichen, kohärenten Ansatzes sind. Das könnte die Grundlage für einen ausgewogenen Schweizer Kompromiss bilden.

#### Abkommen ins Gleichgewicht bringen

Die politische Identität der Schweiz ist geprägt von Neutralität, direkter Demokratie und Föderalismus. Diese besondere Identität hat unsere Aussenpolitik beeinflusst und beeinflusst sie immer noch.

Aussenpolitik ist eine Projektion unserer Identität nach aussen, und daher muss sie

langfristig verankert und vorsehbar sein. Sie muss in der Lage sein, eine Mehrheit der Bevölkerung dafür zu gewinnen, sie muss sich endlich mit der Innenpolitik befassen, wobei Letztere die verschiedenen Teile und Kulturen des Landes widerspiegelt.

Die Schweiz unterhält zwar mit der Europäischen Union in vielen Bereichen sehr enge Beziehungen, doch ist sie sehr zurückhaltend, wenn nicht gar abgeneigt, diese auf politischer Ebene zu vertiefen. Eine politische Annäherung würde bei vielen Schweizern und Schweizerinnen Ängste hervorrufen hinsichtlich der Nachhaltigkeit unserer Institutionen. Dies berührt letztendlich unsere Identität, da diese Institutionen uns erlau-



*Seltame Ähnlichkeit:* Premierministerin May.

ben, zusammenzuleben und uns als Schweizer zu definieren. Indem die Schweiz einen Sonderweg in ihren Beziehungen mit der EU eingeschlagen hat, hat sie versucht, den Widerspruch zwischen ihrer geostrategischen Lage inmitten des europäischen Kontinents, die uns mit dem Schicksal Europas verbindet, und unserer widerstrebenden Haltung gegenüber einer politischen Annäherung an die EU aufzulösen. Dieses Gleichgewicht zu brechen, ist risikoreich.

Deshalb sollte der Dialog mit der EU nicht abgebrochen werden, und man sollte sich Zeit nehmen, um einen innenpolitischen Konsens zu finden und das Abkommen ins Gleichgewicht zu bringen. Heute ist die Konsultationsphase abgeschlossen. Das Resultat könnte als grau bezeichnet werden. Sicher ist, dass das Abkommen innenpolitisch einen schweren Stand hat. In der Tat heisst das weiterverhandeln! – obwohl das Wort Verhandlung in Bern ein Schimpfwort zu sein scheint. Also sprechen wir lieber von Präzisierungen. Da-

#### Aussenpolitik ist eine Projektion unserer Identität nach aussen.

mit diese Präzisierungen oder, anders gesagt, dieser Klärungsbedarf in unseren Gesprächen mit der EU aus aussenpolitischer Sicht eine Chance hat, ist es entscheidend, dass sich diese Klärungen auf wenige Punkte beschränken und klar definiert werden.

Und der Bundesrat muss sich engagieren. Unsere Regierung verfügt über eine hohe Glaubwürdigkeit. Wenn sie die Bevölkerung für ein Abkommen gewinnen möchte, sollte sie es sagen und versuchen, die Bevölkerung zu überzeugen. Der Bundesrat sollte aktiv einen Konsens anstreben, durch den er alle Kräfte hinter sich scharen kann, um einem ausgewogenen Abkommen zum Durchbruch zu verhelfen.

Micheline Calmy-Rey (SP) ist alt Bundesrätin und ehemalige Vorsteherin des Departements für auswärtige Angelegenheiten (EDA). Diesem Text liegt ein Vortrag zugrunde, den sie am 4. Mai vor der Generalversammlung der Aktion für eine unabhängige und neutrale Schweiz (Auns) in Bern gehalten hat.

# GLOBETROTTER's Life

**Schon über 40 000 Unternehmen vertrauen Swiss Life bei der beruflichen Vorsorge.**

Unsere Berater sind zwar nicht so weit gereist wie jene von Globetrotter, dafür sehr bewandert in BVG-Fragen. Denn wir bieten Unternehmen das volle BVG-Sortiment: von der Vollversicherung mit einer 100%-Garantie bis hin zu verschiedenen Lösungen in der Teilautonomie. Auch in Zukunft. Wählen Sie, was zu Ihrer Firma passt, und ermöglichen Sie sich und Ihren Mitarbeitenden eine sichere und selbstbestimmte Zukunft. [swisslife.ch/business](http://swisslife.ch/business)

**SwissLife** 

# Die Schweiz, die sie meinen

Die Operation Libero will die «Schweiz verwirklichen». Wer sie dabei stört, gilt als «ignorant» und «wohlstandsverwöhnt». Die Zukunft, die beschwört wird, liegt in der Vergangenheit: als Liberale noch allein bestimmen konnten, was vernünftig ist. *Von Erik Ebnetter*



*Grosse Ideen ohne grosse Widerstände.*

Es ist ein ungewöhnliches Video, das die Operation Libero kürzlich veröffentlicht hat. Die junge Organisation, entstanden 2014, nachdem die SVP ihre Masseneinwanderungsinitiative durchgebracht hatte, versteht sich als politische Bewegung, «die sich für eine weltoffene und zukunftsgerichtete Schweiz einsetzt». Sechs nationale Abstimmungskampagnen hat die Operation Libero bislang geführt, vor allem im Internet, immer gegen die SVP und immer erfolgreich – vorgetragen in einem Stil, der angriffig, frech und laut, farbig und verspielt zugleich ist. Gerne tragen die Libereros und Libereras, wie sie sich nennen, pinke Socken. Aber das Video, das sie nun in den sozialen Medien teilen, zeigt eine Frau in weissem Pullover vor einer grauen Wand.

Zu sehen ist Laura Zimmermann, die Co-Präsidentin der Operation Libero, wie sie sich über die Gegner der Waffenrechtsvorlage ereifert. Diese würden mit ihrer Opposition das Schengen-Abkommen gefährden. «Weisst du», sagt Zimmermann und verwirft die Hände, «wer sich in eine solche Lage bringt, dem ist einfach nicht mehr zu helfen. Ich habe das Gefühl, die Leute sind so wohlstandsverwöhnt, dass sie gar nicht mehr checken, was abgeht. So ein Mix aus Ignoranz und Sorglosigkeit, der einfach uh mega toxisch ist.» Und sie fügt an: «Die sitzen

zu Hause im warmen Büro, und wenn es schiefgeht, sind sie die Ersten, die nichts mit der ganzen Sache zu tun hatten. Das haben wir immer und immer wieder. Und ich habe es ehrlich gesagt satt.» Das Video dokumentiert einen eigentlichen Wutanfall, bis nach einer Minute ein Schriftzug eingeblendet wird: «I love Schengen» – mit Herzchen.

## Tote und Verletzte

Zimmermann ist Juristin und arbeitet für eine Kommunikationsagentur in Zürich. Das Video wurde in einem Zimmer aufgenommen, mutmasslich ein warmes Büro, und brachte es zu einer Schlagzeile in *20 Minuten*. Ohnehin gibt die Waffenrechtskampagne viel zu reden und wirkt wie ein Testlauf für den Abstimmungskampf gegen die Begrenzungsinitiative der SVP, die bei der Operation Libero nur «Kündigungsinitiative» heisst: «Sie will die Personenfreizügigkeit und damit unsere Freiheiten abschaffen und würde das Ende der Bilateralen bedeuten. Doch dieses Mal, im Gegensatz zur Masseneinwanderungsinitiative, werden wir da sein. Operation Libero ist bereit für die Mutter aller Schlachten.» Gleichzeitig sucht die Bewegung nach Politikern, die ihre Ideen nach den nationalen Wahlen ins Parlament tragen. «Die Schweiz verwirklichen» lautet ihr Motto.

Die Operation Libero bezeichnet sich als liberal, ohne sich programmatisch festzulegen: «Wir sind als Bewegung sehr gut aufgestellt», sagte Zimmermann einmal. «So können wir auch jenen Parteien auf die Füsse treten, die sich liberal schimpfen, ohne jedoch ein Programm aufstellen zu müssen, damit wir auch gewählt werden.» Libereros und Libereras finden sich im linken Freisinn ebenso wie in der rechten Sozialdemokratie. Viele stehen den Grünliberalen nahe. Was sie verbindet, ist ein ganz bestimmtes Schweiz-Bild. Das Gründungsmanifest zeigt es.

## «Die direktdemokratischen Instrumente [...] verkommen zum Volksabsolutismus».

«Wir Kinder von 1848» lautet sein Titel und beginnt mit den Worten: «Morgen wird die Schweiz 166 Jahre alt. Es ist ein Geburtstag, der es verdient hätte, gefeiert zu werden. Denn ohne die Bundesverfassung vom 12. September 1848 wäre die Schweiz nicht, was sie heute ist: ein Erfolgsmodell.» Und: «Wir Schweizer sind keine Verfassungspatrioten. Mehr noch: 166 Jahre nachdem wir uns eine liberale Verfassungsordnung gegeben haben, droht das Land in eine vorliberale Vergangenheit zurückzufallen.»





es im Manifest. Dass Volksrechte «erweitert» wurden, ist verräterisch unpräzise formuliert, gab es 1848 doch nur das Recht auf das obligatorische Verfassungsreferendum und die Initiative für eine Totalrevision der Bundesverfassung. Was man heute gemeinhin unter direkter Demokratie in der Schweiz versteht, mussten demokratische und katholisch-konservative Aussenseiter erst gegen die herrschenden Liberalen erstreiten. Sie orientierten sich dabei auch an uralten Traditionen, denn gerade katholisch-konservative Kantone hatten jahrhundertlange Erfahrung mit der direkten Demokratie.

#### «Hässliche Flecken»

Es ist nun vor allem das Initiativrecht, erkämpft von Katholisch-Konservativen, das die Operation Libero indirekt angreift. «Die Verfassung, die zu schützen und zu pflegen wir angetreten sind, ist eine sehr gute Verfassung», heisst es auf ihrer Website. «Doch sie enthält auch einige hässliche Flecken, wie die Minarett-, die Ausschaffungs-, die Verwahrungs- oder die Masseneinwanderungsinitiative.» Wer von «hässlichen Flecken» spricht, was Volk und Stände als Souverän beschlossen haben – und mag es ihm noch so widerstreben –, dürfte letztlich eine repräsentative Demokratie bevorzugen. Es wäre nur konsequent, denn die vielbeschworenen Liberalen des 19. Jahrhunderts waren entschieden für dieses System. Bekannt ist der Satz von Bundesrat Emil Welti, um nur ein Beispiel zu nennen: «Ich habe das Gefühl, dass der Senn mit dem Code de Commerce und der Stallknecht mit dem Zivilprozess in der Hand, um sich für die Ausübung der Souveränitätsrechte vorzubereiten, eine Karikatur sind.»

Eine andere vormoderne Ausprägung des Bundesstaats, an der sich die Operation Libero reibt, ist der kleinräumige Föderalismus mit seiner Gemeindeautonomie. «Mindest-Wohnsitzfristen in Gemeinden und Kantonen gehören abgeschafft. Sie entsprechen nicht den mobilen Lebensverhältnissen des 21. Jahrhunderts», heisst es in einem Posi-



*Lieber die grosse Linie:* Laura Zimmermann.

tionspapier zum Bürgerrecht. Und weiter: «Die Einbürgerung muss als gewöhnliches Bewilligungsverfahren ausgestaltet sein und soll keinen Platz bieten für Gesinnungs- und Charakterkontrollen.» Eine solche Politik, die an alten Vorrechten rüttelt, ist dann einfach umzusetzen, wenn jene, die Privilegien abgeben oder teilen sollen, gar nicht erst darüber befinden können oder ihr Entscheid ignoriert wird. Die Liberos und Liberas dürften auch deshalb vom jungen Bundesstaat so fasziniert sein: weil die alten Liberalen, «unsere Vorfahren», grosse Ideen ohne grosse Widerstände verwirklichen konnten. Die Zukunft, die sie meinen, liegt vermutlich in der Vergangenheit.

#### Ganz andere Geschichte

Es ist trotzdem eine unhistorische Schweiz, die der Operation Libero vorschwebt. Natürlich bildet die Bundesverfassung von 1848 den «Grundstein für die moderne und entwicklungsfähige Schweiz», wie es im Manifest heisst. Nur ist die Verfassung noch nicht das Land, wie es sich all jene wünschen mögen, die über mangelnden Verfassungspatriotismus klagen. Es gibt Bräuche und Traditionen, kulturelle Eigenheiten und regionale Besonderheiten, die wirksam sind und die sich ohne Zwang kaum beseitigen lassen. Überhaupt klingt Verfassungspatriotismus – ein Begriff aus der deutschen Debatte, entstanden nach dem Zweiten Weltkrieg – in einem Land mit ganz anderer Geschichte seltsam fremd. Die mehrsprachige Schweiz hat nicht einmal einen gemeinsamen Namen für ihren Staat (abgesehen von einer lateinischen Variante, die auf einen keltischen Stamm verweist).

Der Historiker Herbert Lüthy bemerkte einst, dass es im Französischen und Italienischen keine Wörter gebe, die «Eidgenossenschaft» und «Bund» mit dem Sinn wiedergeben können, den sie in der Deutschschweiz haben. «Ein Fachmann des Staats- und Völkerrechts» – und davon gibt es in der Operation Libero einige – «müsste sich angesichts einer solchen juristischen Konfusion die Haare raufen», schrieb er, um fortzufahren: «Aber die Schweiz ist kein Vernunftgebilde; sie lässt sich nur historisch definieren.» Gerade das ist für Liberale, die Geschichte gerne als vernunftgeleiteten Fortschrittsprozess begreifen, schwer zu akzeptieren. «Die Schweiz verwirklichen», wie es die Operation Libero möchte, heisst letztlich nichts anderes, als zu wissen, was dieses Land vernünftigerweise sein sollte. Wer dem widersprechen will – was in der urdemokratischen Schweiz gelegentlich vorkommen kann –, muss sich vorsehen: Die «Kinder von 1848», so liberal sie sein mögen, reagieren darauf schon einmal mit einem Wutanfall. Die störrischen Schützen, die für ihren alten Sport keine neuen Regeln wünschen, haben es schon erlebt. ○

Es ist paradox: Das Manifest beschwört den «Geist von 1848» und beklagt zugleich eine weitverbreitete «Vergangenheitsromantik»; es berichtet wortreich von liberalen Errungenschaften und lässt dabei viele Leerstellen. Dass es erst einen Bürgerkrieg brauchte – mit rund 100 Toten und 500 Verletzten –, um die katholisch-konservativen Kantone in den Bundesstaat zu zwingen, bleibt unerwähnt. Dass einige Kantone die neue Verfassung ablehnten, wird ebenso übergangen. Dass diese Verfassung ein Jesuitenverbot statuierte, ist auch nicht angeführt. Wie «1291» in der SVP für Unabhängigkeit und Souveränität steht, ist «1848» für die Operation Libero einfach eine Chiffre, die Freiheit, Offenheit und Menschenrechte meint. Ihre Vertreter verweisen immer wieder darauf, etwa um gegen das Burkaverbot einzustehen, obschon sich mit dem historischen Argument auch das Gegenteil begründen liesse.

Die Operation Libero scheint sich ohnehin eher für die grossen Linien zu interessieren. Sie lanciert schon mal einen «Appell für die Zukunft» und stört sich offensichtlich an vormodernen Elementen, die im Bundesstaat überdauert haben. «Die direktdemokratischen Instrumente – nach 1848 schrittweise erweitert – verkommen zum Volksabsolutismus», heisst



«Ich bin sauber»: Loredana an ihrer Pressekonferenz im Hotel «Emerald» in Pristina, 10. Mai.

## Nachrichten aus dem Proliversum

Die in Emmenbrücke aufgewachsene albanische Rapperin Loredana gilt als «Streaming-Queen» der Schweiz. 145 Millionen Mal wurde sie auf Spotify angeklickt. Ebenso erfolgreich soll sie mit Familienangehörigen eine Schweizerin ausgenommen haben. *Von Michael Bahnerth*

Da macht dieser Tage eine unappetitliche Geschichte aus der kosovo-albanischen Parallelgesellschaft hierzulande die Runde. Die Gesellschaft ist nicht allzu gross, vielleicht 80 000 Menschen sind es, und wie viele, die in einer Art Diaspora leben, verstärken sie das Wurzelwerk ihres Herkunftslands, was an der Oberfläche gelegentlich zu erfrischenden, oft zu seltsamen und hin und wieder zu hässlichen Blüten führt. Es ist die Geschichte einer jungen Frau, die inzwischen denkt, sie sei mindestens die Lady Gaga von Luzern und mehr als das in Pristina. Wahrscheinlich haben Sie von Loredana gehört.

Es war fast unmöglich, in den letzten Tagen von der 23-jährigen in Emmenbrücke aufgewachsenen albanischen Staatsangehörigen Loredana Zefi nichts mitzubekommen. Der Boulevard feierte Hochamt: zuerst *20 Minuten*, das Blatt, das den Skandal um die von ihr und ihrem Bruder oder ihren Brüdern um 700 000

Franken abgezockte Petra Z. aufdeckte. Dann der die Verfolgung von *20 Minuten* aufnehmende *Blick*, und mit etwas Abstand hängten sich auch noch die sogenannten seriösen Tageszeitungen an und intellektualisierten diese Posse etwas. Loredana rappte den Blätterwald zuerst von Luzern aus, wo sie von der Staatsanwaltschaft zur Plünderung von Petra Z.s Konto befragt und anschliessend wieder entlassen wurde. Das sei ein ganz netter Staatsanwalt gewesen, sagte Loredana und nannte ihn «mein Staatsanwalt», und die Polizisten seien auch höflich gewesen, das nenne sie mal Polizei.

### Hoffnung und Drohung

Der Kontakt mit der Schweizer Realität fand an einem Mittwoch statt, es war der 8. Mai. Am Donnerstag flog sie, sagen die einen, floh, die andern, nach Pristina, weil sie dort zwei Tage später ein Video drehen wollte, wie sie sagte.

Am Freitag gab sie im Hotel «Emerald» in Pristina eine Pressekonferenz, zusammen mit ihrem Mann und dem Vater ihres Kindes, dem albanischen Rapper Mozzik, sowie einem Schweizer und einem albanischen Anwalt. Sie trug eine riesige schwarze Sonnenbrille, weisse Kleider und kein Schuldempfinden zur Schau und sah aus, als ob sie für ihr nächstes Video die Mutter Teresa der Rap-Welt zu spielen gedenkt.

Das Setting erinnerte entfernt an da Vincis «Abendmahl», und das lag wohl daran, dass Loredana sich in der Mitte des Tisches stets nach vorne drängte. Rechts von ihr sass Mozzik, der entspannt allen Muslimen einen erholsamen Ramadan wünschte, neben Mozzik sass ihr schwächlicher Schweizer Anwalt, links von ihr ihr albanischer, der zuerst immer «Nein» sagte, später «Vielleicht», und wenn er nicht wusste, was sagen, beleidigte er die Journalisten oder behauptete, 700 000 Franken, das sei in der



Schweiz nicht so viel Geld. Neben dem albanischen Anwalt sass noch ein Mann, der nicht klar zuzuordnen war, der aber angenehm schweigsam blieb. Im Conference-Room des Hotels waren ein paar Schweizer Journalisten und wahrscheinlich so ziemlich alle aus dem Kosovo, denn im Kosovo ist Loredana *bigger than life*, weil das kleine Land ausser einer Handvoll Fussballspielern kaum Stars hervorbringt.

Die ganze Geschichte sei nur ein Missverständnis, sagten Loredana und ihre Anwälte immer wieder. Kein Betrug sei das alles, nie und nimmer, also bitte. Petra Z. habe das Geld freiwillig überwiesen. «Ich bin sauber», sagte Loredana immer wieder und wurde nicht müde, sich als die tragische Figur darzustellen, die nur ihrer Familie helfen wollte. Aber natürlich ist dieses grundnaive und weltfremde Ehepaar Z., sie Kellnerin, er Lastwagenfahrer, das Opfer, das offenbar von den Kindern der Familie Zefi zuerst hemmungslos filetiert und dann sozusagen als Familienessen finanziell verspeist wurde. Was Loredana nicht sagte, was aber in ihrem Gesicht geschrieben stand, war: «Was kann ich dafür, wenn die so doof ist?»

Die Geschichte geht so (und natürlich gilt die Unschuldsvormutung, wie man so sagt): Im Juni 2016 fühlte sich Petra Z. so einsam, dass sie Trost bei einer Dating-App suchte. Sie traf einen Antonio Cas, der ihr erzählte, dass seine Mutter eine neue Niere brauche, die Operation aus versicherungstechnischen Gründen aber nur in Monaco durchgeführt werden könne. Nach ein paar Dates bat er sie im September um 87000 Franken auf Darlehensbasis. Petra Z. gab ihm das Geld. Was ihr Mann dazu sagte, ist nicht bekannt, offenbar wusste er lange nichts von der Grosszügigkeit seiner Frau. Erst viel später habe er bemerkt, dass ihre Konten mit dem ganzen Ersparten leer gewesen seien. Aus den 87000 wurden immer mehr. Antonio versprach, bis Ende Jahr alles zurückzuzahlen.

Im Dezember machten sich die Z.s Sorgen, überrumpelten Antonio bei der Arbeit am Flughafen Basel und stellten fest, dass er Zefi heisst. Sie erstatteten Anzeige, aber die Staatsanwaltschaft im Wallis, wo sie leben, sagte, da könne man nichts machen – selber schuld. Der ehemalige Antonio schlug vor, dass er das ganze Geld im Casino zurückgewinnen könne, nur brauche er dafür ein Startkapital. Petra Z. gab es ihm. Und so weiter. Schliesslich waren es 200000 Franken.

Offenbar waren 200000 Franken nicht genug, obwohl man mit 200000 Franken einen Mercedes-AMG GT 63 S 4MATIC+ hätte kaufen und damit in Luzern den König des Kosovospielen und in Pristina fett damit angeben könn-

nen. Aber der Zefi-Clan hatte gar keinen Grund, Luxusautos zu kaufen. Petra Z. mietete sie für die Familie, in erster Linie für Loredana, die die Geschäfte mit Petra Z. familienintern übernommen hatte. «Um meine Familie zu schützen», wie sie an der Pressekonferenz sagte.

Der Schutz sah so aus: Loredana stellte sich bei Petra Z. als Anna Landmann vor, Anwältin und uneheliche Tochter von Valentin Landmann, Staranwalt aus Zürich. Sie könne das Geld wiederbeschaffen. Für Petra Z. die zwischenzeitlich immer wieder mal über Selbstmord nachgedacht hatte, war das so, wie vor dem Ertrinken gerettet zu werden. Was sie nicht wusste, war, dass sie sowieso finanziell und mental bis auf den Grund absaufen würde, nur eben jetzt langsamer.

Um das Geld wiederzubeschaffen, sagte Loredana, bräuchte sie Kapital. Petra Z. zahlte, liess sich das Geld bei Freunden und Bekannten oder gab ihr Teile ihres Schmucks. Immer wieder. Wenn sie sich gelegentlich stark fühlte, wollte sie «Nein» sagen und «Schluss», aber sie wurde jedes Mal mit einer Mischung aus Hoffnung und Drohung umgestimmt. Der diesbezügliche Höhepunkt war offenbar Loredanas Erfindung eines Bankdirektors, der Petra Z. versprach, dass das Geld, inzwischen gut 700000 Franken, bereitliege. Sie müsse nur noch mit ein paar tausend Franken in Vorleistung gehen.

Natürlich zahlte Petra Z., wie immer. Aber erst als Petra Z. im Zug zufällig in einer Ausgabe von *20 Minuten* blätterte, bemerkte sie, dass Anna Landmann Loredana Zefi war. Viel zu spät.

### Bruder drohte mit irgendetwas

Die Pressekonferenz in Pristina wird nicht mehr lange dauern. Loredana ist inzwischen irgendetwas zwischen genervt und gelangweilt und rollt mit den Augen. Sie zeigt dann doch noch Emotionen, als es um sie geht, ihre Musik, mit der sie wohl bis dato über eine halbe Million Franken verdient haben dürfte. Wie das nun weitergehe, war die Frage. «Es wird weitergehen», sagte sie, ihre Musik habe mit dem Ganzen hier schliesslich

nichts zu tun. Dann steht sie plötzlich auf, fuchelt mit den Händen und sagt, die Medien in der Schweiz hätten sie gar nie wie eine erfolgreiche Künstlerin behandelt. Ganz anders als in Deutschland. Da habe man ihr Respekt entgegengebracht. Aber in der Schweiz – nichts, nur schlecht geschrieben über sie habe man hier.

Das sind Triebe einer Wahrnehmungsstörung. Schweizer Medien haben sehr wohl über sie geschrieben, sie sei die erfolgreichste Schweizer Künstlerin, die «Streaming-Queen», so was.

Sie bezog sich auch auf einen Artikel in der *Weltwoche* vom Februar («Kosovos feuchter Traum», Nr. 6/19), der bei ihr, einem ihrer Brüder («Was schreiben Sie über meine Schwester, ohne mich zu fragen?»), und bei den albanischen Sorgen-trägern in der Schweiz nicht gut ankam. Ihr Bruder drohte mit irgendetwas, die Sorgen-träger mit dem Botschafter.

Von ihrem Bruder hört man nichts mehr, von den Sorgen-trägern und ihrer Internetplattform auch nichts, weil dort vorzugsweise erwähnt wird, wer ein paar Schattenseiten der Albaner skizziert, und nicht, was der Zefi-Clan so macht in seiner Freizeit. Und bevor jetzt wieder irgendwer von irgendwoher sagt, das sei alles albanerfeindlich, was da in der Schweiz und in der Presse abgeht, möchte ich sagen, dass ich sehr gute albanische Freunde habe, die die ganze Herzenswärme des Kosovos in sich tragen und sie so selbstverständlich weitergeben, wie im Frühling Pflanzen neue Blätter machen. Die VW fahren, keine Trainerhosen tragen, keine Bling-Bling-Halsketten, die nicht glauben, dass ein Messer mehr sagt als tausend Worte. Die nicht, nur weil Loredana denselben Pass hat, sie verteidigen.

Zum Schluss eine Kurzfassung dieser Posse um das 23-jährige Rapper-Hip-Hop-Gangsta-Glam-Girl Loredana in Versform:

*Da ist ein kleines Mädchen aus der Unterschicht,  
Das geil ist nach grellem Scheinwerferlicht.  
Ihre Eltern stammen aus dem Kosovo,  
Und die Schweiz, das ist immer anderswo.  
Von der Arbeit haben sie Schwielen an den Händen,  
Und zu Hause hängt die Kosovo-Fahne an den Wänden.  
Mit normaler Arbeit, das ist dem Mädchen klar,  
Kannst du das vergessen mit dem Star.  
Sie fängt an zu posen auf Instagram,  
Was Kids bringt auf den Plan.  
Ein bisschen influenzen,  
Um ein Ich zu haben in Potenzen.  
Sie fängt an zu singen,  
Und, yeah, geil, die Kassen klingeln.  
Trägt jetzt nur noch Sonnenbrillen und fährt geile Schlitten,  
Zeigt ein bisschen ihre Titten.  
Was für ein Move,  
Sie hat gefunden ihren Groove.  
Endlich, das Leben ist mein Spiel,  
Macht all meine tierischen Instinkte mobil,  
Und ne goldene Kreditkarte ist mein Asyl.*

*Refrain: «Die Leute da draussen haben keinen Check,  
Aber das interessiert mich einen Dreck.  
Ahh, Geld, Geld, Geld, das macht mich geil,  
Geld, yeah, das hat Style.  
Geld macht mich satt,  
Dafür mach ich alles platt.  
Wenn du nicht bist wie ich,  
Verpiss dich.  
Und hast du null Ahnung,  
Mach mal ne 15000-Franken-Zahlung.  
Ich bin jetzt Loredana in der Oberschicht,  
Noch Fragen, du kleine Bitch?»*



Loredana, Mozzik.

In ihrem Gesicht stand geschrieben: «Was kann ich dafür, wenn die so doof ist?»

# Zirkus ohne Tiere

Die Institution Zirkus steckt in der Krise. Auch weil Tierschauen in der Manege kaum mehr stattfinden dürfen. Warum gelang es den Zoos, ihre Haltung als tiergerecht zu vermitteln, während Zirkustiere angeblich befreit werden müssen? *Von Christoph Mörgeli*

Sollten die USA auch im Zirkuswesen den Trend setzen, sieht es definitiv düster aus: Das Unternehmen Ringling Brothers («The Greatest Show on Earth») musste seinen Betrieb vor zwei Jahren einstellen. Es hatte spektakuläre Darbietungen mit 35 Elefanten geboten, bis Proteste der Extremtierschützer dies unterbanden. Als Folge brachen die Besucherzahlen dramatisch ein. Der österreichische National-Circus Louis Knie hatte schon früher aufgeben müssen. Tierschutzaktivisten beschädigten mit lebensgefährlichen Brandsätzen Wagen, Fahrzeuge und das Chapiteau (nur zirzensische Laien sprechen von «Zelt»). Mehrere Dutzend Demonstranten, überwiegend weiblichen Geschlechts, protestierten so rabiat gegen angebliche Tierquälerei, bis Louis Knie finanziell am Ende war. Letzte Woche musste der 158-jährige Schweizer Circus Nock aufgeben. Nicht zuletzt verschärfte Tierschutzaufgaben und die Kritik an den Tiernummern haben diesem stolzen Familienunternehmen zugesetzt. Offenbar gehören die reisenden Zirkusleute im Gegensatz zu den Roma nicht zu einer unterstützenswerten Minderheit; der Circus Nock schreibt, er habe sich bei den Gemeinden immer weniger willkommen gefühlt.

## Krisenherde Clowns und Tiere

Zwar kann der Schweizer National-Circus Knie zum Hundert-Jahre-Jubiläum mit einem sehr attraktiven Programm aufwarten. Aber auch dieses funktioniert nur mit Abstrichen, welche die Freunde des traditionellen Zirkus betreiben. Ein Zirkus besteht nämlich seit je aus der Trias von Artisten, Clowns und Tieren. Der artistische Bereich bei Knie verfügt über ein weltweites Angebot von hervorragender Qualität. Nur: Wie lange dürfen die Frauen noch so aufregend sexy und die Männer noch so stark und athletisch sein? Das Clownfach steckt offensichtlich in der Krise. Der besserwisserische Weissclown funktioniert immer weniger, genauso wie sein Pendant, der tölpelhafte «dumme August». So behilft man sich bei Knie seit Jahren mit Stars der Sparte Comedy als Publikumsmagneten, diese Saison mit dem Erfolgsduo Viktor Giacobbo und Mike Müller. Aber es handelt sich eben um Comedy, wie wir sie von der Bühne und vom Fernsehen her kennen – und nicht um Zirkus im eigentlichen Sinn.

Noch mehr im Argen liegen die Tiervorführungen. Auch die Firma Knie musste sich mittlerweile dem Druck militanter Tierschützer beugen. Es begann mit den Delfinen: Hatte

Knies Kinderzoo 1965 noch unter grosser Anteilnahme des Publikums sein Delfinarium eröffnet, beschloss das Parlament per 2013 ein Importverbot für diese Meeressäuger. Die Raubtiernummern, vom Nationalzirkus letztmals 2004 vorgeführt, sind für viele bald nur noch atemberaubende Kindheitserinnerungen. 2016 verzichtete Knie sogar auf die legendären Elefanten, mit denen der Zirkus in früheren Zeiten jeweils spektakulär in die Städte und Städtchen eingezogen war. Auch dieser Entscheid fiel unter massivem Druck von Tierschutzkreisen, die sich damit aber nicht zufriedengeben dürften. Als Fredy Knie jun. im Frühjahr 2018 gemeinsam mit dem Schweizer Tierschutz (STS) die zweifellos berechtigte Aktion «Pferde raus» lancierte, hatte er mögli-

cherweise nicht bedacht, dass sich diese Parole früher oder später auch gegen seinen eigenen Zirkus richten könnte.

## Tierschutz als Milliardenbusiness

Funktioniert der Zirkus der Zukunft ganz oder fast ganz ohne Tiere? Zweifel sind erlaubt. Was der Schweizer Nationalzirkus derzeit an Tiernummern zeigt, ist nur noch ein Abglanz früherer Saisons. Tierquälerei oder eine Dressur, die der Natur der Tiere zuwiderläuft, vermag hinter den schönen Nummern mit Pferden, Ponys, Papageien und Hängebauchschweinchen höchstens noch ein unbelehrbarer Fanatiker erkennen. Jede einzelne Bewegung, welche die verbliebenen Zirkustiere vollführen, ist artgerecht und entspricht ihrem Wesen. Als Königs-



*Pferde raus?* Dressurreiterin Géraldine Knie, Sängerin Nubya.



disziplin verbleiben die Pferdenummern von Fredy Knie – mit Tieren in prachtvollem Zustand und von vollendeter Eleganz. Wie schon sein Vater geniesst er in Fachkreisen einen tadellosen Ruf und gilt als einer der weltweit besten Pferdekenner. Der Circus Knie wurde schon 2011 vom Schweizer Tierschutz als vorbildlich zertifiziert. Doch kann der klägliche Restbestand früherer Tierschauen beim Publikum das markerschütternde Knurren und Fauchen der Löwen ersetzen? Oder den Sprung des Tigers durch einen Feuerreif – nicht besonders schwer, doch für das stolze Tier irgendwie eine Zumutung? Das Haupt des vertrauensvollen Dompteurs unter dem gewaltigen Fuss seines Elefanten? Den menschlich gekleideten Schimpansen, der zum allgemeinen Gaudi an der Hand eines Clowns in die Manege humpelt?

Dem Reiz solcher spannungsgeladenen Begegnungen zwischen Mensch und Tier haben gutorganisierte NGOs den Garaus gemacht. Es handelt sich beim Tierschutz um ein höchst lukratives Geschäftsmodell, wobei sich die Spendengelder nicht ohne medienwirksame Skandalisierungen eintreiben lassen. So bewirtschaften zahllose Tierschutzorganisatio-



*Bald nur noch eine Kindheitserinnerung.*

nen das schlechte Gewissen einer von Scholle und Natur entwurzelten Gesellschaft, die Unmengen Fleisch verzehrt, aber nichts vom Metzgen wissen will. Allein in der Schweiz dürften gegen hundert entsprechende Vereine für ihre Aktivitäten Geld sammeln. Eine Vorreiterrolle im Kampf gegen die tierhaltende Unterhaltungsbranche spielt Peta in den USA («Missbrauch in der Manege»). Die Glitzerwelt der Zirkusse verschleierte die mangelhaften Bedingungen ebenso wie Gewalt und Zwang in der Dressur. Erklärtes Ziel ist das vollumfängliche Verbot der Tierhaltung. Peta bietet konkrete Handlungsanweisungen: «Was Sie tun können, wenn ein Zirkus mit Tieren in Ihre Stadt kommt». Im Sortiment gibt's

### Spendengelder lassen sich nicht ohne medienwirksame Skandalisierungen eintreiben.

einschlägige Plakate («Tiere raus aus dem Zirkus») und Tierkostüme. Und dazu den Ratsschlag: «Wichtig: Laden Sie auch die Lokalpresse zu Ihrer Kundgebung ein.» Auf Videos erklären Kinder, warum sie nicht in einen Zirkus mit Tieren gehen – inklusive abschreckender Aufnahmen von erbarmungswürdig geschundenen Kreaturen.

### Zoo ist top, Zirkus flop

Warum eignen sich die Zirkusse besonders gut als Opfer für die Tierschützer? Selbstverständlich gab und gibt es schlechtgeführte Unternehmen, und früher war der Umgang mit Tieren vielfach roher – das gilt aber auch für den Umgang unter den Menschen. Doch erstaunt, dass heutzutage auch ein Bilderbuchbetrieb wie Knie – der keine Wildtiere mehr präsentiert – etwa von der Organisation Zurich Animal Save mit Boykottaufrufen bedroht wird. Das Model Tamy Glauser und die Moderatorin Gülsha Adilji – je nach Lesart «Promis» (*Tages-Anzeiger*) oder «Möchte-

gern-Promis» (Fredy Knie) – unterstützen diesen Boykott. Wie konnte es so weit kommen? Zum einen glaubt ein wohlstandsverwöhnter Zeitgeist, sich auch noch des geringsten Problems annehmen zu müssen. Zum andern haben die Zirkusse im Gegensatz zu den zoologischen Gärten die sie bedrohende Gefahr wohl zu lange verkannt.

Zirkus und Zoo haben eigentlich dieselben Wurzeln, nämlich die Menagerie, also die Haltung exotischer Tiere an den Adelshöfen. Daraus entwickelte sich einerseits die fahrende Menagerie zum Zirkus, die stehende Menagerie zum zoologischen Garten des 19. Jahrhunderts. Während die Schweizer Zoodirektoren noch vor wenigen Jahrzehnten ein positives Verhältnis zu den Zirkussen pflegten, kam es seitens des Zoopersonals teilweise zu zunehmender Distanz. Die Tiergärten reagierten auf den Druck der Extremtierschützer mit immer grösseren, vermeintlich artgerechteren Gehegen. Wobei kaum jemand die Frage aufgeworfen hat, ob es sinnvoll sei, etwa im Züri-Zoo eine Savanne für rund 60 Millionen Franken zu bauen, während manche Mitbürger Probleme haben, sich zu ernähren. Um Vorwürfe über die Tierhaltung von sich abzulenken, zeigten einzelne Zooverantwortliche jedenfalls ganz gerne auf die Zirkusse.

Zweifellos haben sich die Zoos und Aquarien zur Absicherung ihrer Interessen national und international weit besser organisiert. So gelingt es ihnen vorzüglich, sowohl ihr Image wie die notwendigen Qualitätsstandards zu pflegen. Auf Zirkusseite sind ähnlich schlagkräftige Vereinigungen gescheitert. Denn die Zirkusse kämpfen oft um dieselben Standorte und ums gleiche Publikum, während sich die Zoos von Frankfurt, San Diego oder Honolulu, ja selbst von Basel, Bern oder Zürich weniger direkt konkurrieren. Heute werben die Zoos etwa mit der Behauptung, sie hielten Wildtiere als Wildtiere – um sich von der Manege abzusetzen. Doch solche Selbsturteile wären durchaus zu hinterfragen.

Die Verhältnisse eines Zoos sind nämlich keineswegs vergleichbar mit jenen der schonungslos freien Wildbahn, wo es ums Fressen oder Gefressenwerden im 24-Stunden-Rhythmus geht. Es liesse sich ohne weiteres auch die Meinung vertreten, Zirkustiere seien gegenüber den Zootieren im Vorteil. Denn sie werden täglich körperlich und geistig animiert und herausgefordert, erhalten Impulse von Artgenossen und anderen Tieren, bestreiten eine bis zwei Vorstellungen pro Tag und erleben schon durch die vielen Ortswechsel eine ständige Abwechslung. Jedenfalls täten die Zooverantwortlichen gut daran, die Tierprobleme der Zirkusse mit Sorge zu verfolgen. Denn ist die Manege unter dem Druck der Tierschützer erst einmal von Tieren leergeräumt, werden alsbald auch die Zoos zur tierfreien Zone erklärt. ○

# Butterweiches Heimreiseverbot

CVP-Präsident Gerhard Pfister sagt, die Verordnung über das Reiseverbot für Flüchtlinge widerspreche dem Willen des Parlamentes. Er fordert jetzt ein Verordnungsveto.

Von Hubert Mooser

Das Thema ist brisant und gibt zu reden: Letzte Woche haben wir an dieser Stelle über die Verordnung zum Heimreiseverbot für anerkannte Flüchtlinge berichtet. Das Parlament hatte in der Wintersession 2018 das zugrundeliegende Gesetz verschärft. Anfang Mai schickte die nun in diesem Dossier federführende Bundesrätin Karin Keller-Sutter (FDP) die Verordnung, die den Vollzug regelt, in die Vernehmlassung. Die *Weltwoche* kritisierte, dass die Vollzugsverordnung derart viele Ausnahmen vorsehe, dass die vom Parlament gewünschte Verschärfung praktisch bedeutungslos geworden sei. Der *Tages-Anzeiger* behauptete daraufhin, das seien Fake News. Wirklich?

Heimreisen von Flüchtlingen sind seit Jahren ein Aufreger. Es gab immer wieder Hinweise, dass beispielsweise Eritreer nach Äthiopien fliegen und sich dann mit Privatfahrzeugen oder Bussen ins Heimatland begeben, wie FDP-Ständerat Philipp Müller die Situation bei der Debatte im Ständerat kurz zusammenfasste. Solche Heimreisen machen das Schweizer Asylsystem nicht unbedingt glaubwürdiger. Denn ein Flüchtling, der in seinen Heimatstaat zurückreisen will, ist kein Flüchtling mehr. Das leuchtet jedem Kind ein. Flüchtlinge sind per Definition im Herkunftsland an Leib und Leben bedroht. Es ist deshalb absurd, dass sie überhaupt per Verbot daran gehindert werden müssen, Heimreisen anzutreten.

## Heimreise unter Zwang hat keine Folgen

Trotzdem kommt das immer wieder vor. 2017 hat das Staatssekretariat für Migration (SEM) 231 Personen den Asylstatus entzogen, weil sie in ihr Heimatland gereist sind. Im letzten Jahr waren es 214. Und das sind bloss jene Fälle, die man erwischt hat, bei denen das SEM also einen Missbrauch des Asylrechts feststellte und den betreffenden Personen den Flüchtlingsstatus aberkannte. Wie viele anerkannte Flüchtlinge aber tatsächlich für Besuche in ihr Heimatland zurückfliegen, lässt sich nur schwer überprüfen, dies musste auch die zum Zeitpunkt der Debatte zuständige Bundesrätin Simonetta Sommaruga (SP) vor dem Parlament zugeben. Ein Eritreer, der in sein Heimatland reisen wolle, fahre ja nicht einfach zum Flughafen Zürich und kaufe dort ein Ticket nach Asmara (der Hauptstadt von Eritrea), sagte sie.

Das Parlament wollte dem Heimreisetourismus einen Riegel schieben. National- und Ständerat haben deshalb in der Wintersession 2018, auch gestützt auf Vorstösse von Parlamentari-



«Nicht einzusehen»: Nationalrat Pfister.

ern, das Heimreiseverbot für Flüchtlinge im Gesetz über Ausländerinnen und Ausländer und im Asylgesetz verschärft. Die Beweislast wurde umgekehrt, so dass künftig nicht mehr die Behörden beweisen müssen, dass der Flüchtling eine unzulässige Reise unternommen hat. Vielmehr soll der Flüchtling glaubhaft machen müssen, dass die Reise aufgrund eines

## Das SEM darf trotz Reiseverbot Reisebewilligungen erteilen, wenn «wichtige Gründe» vorliegen.

Zwangs erfolgte. Wenn er also unter Zwang zurückkehrte, hat die Reise keine Folgen für ihn. Als Grund für einen solchen «Zwang» nannte Sommaruga die Beerdigung eines eigenen Kindes oder der Mutter. Die SP-Bundesrätin wollte noch zwei weitere Ausnahmen oder, wie es im Berner Amtsdeutsch heisst, Exkulpationsgründe im Heimreiseverbot verankern, doch National- und Ständerat lehnten das ab.

## Eine Kaskade von Ausnahmen

Gegen den Willen des Bundesrates und der damaligen Justizministerin Sommaruga beschloss das Parlament auch ein Reiseverbot für Staaten, die von Flüchtlingen als Transitländer für die Heimreise benutzt werden. Kon-

kret: Wenn sich herausstellt, dass Flüchtlinge aus Eritrea beispielsweise über den Sudan oder Äthiopien in ihr Land zurückreisen, kann der Bundesrat für alle Eritreer ein Reiseverbot für Äthiopien und den Sudan verfügen. Das SEM darf aber trotz Reiseverbot Reisebewilligungen für diese Länder erteilen, wenn «wichtige Gründe» vorliegen. Diese wichtigen Gründe wurden während der Debatte nie konkret ausgedeutet. Das ist nun in der Verordnung geregelt, welche die neue Justizministerin Keller-Sutter vor gut zwei Wochen präsentiert hat. Die St. Gallerin gibt gerne die Asyl-Hardlinerin. Aber die Verordnung befördert genau jene Geisteshaltung, mit der ihre Vorgängerin bei der Debatte in National- und Ständerat die Verschärfungen bekämpft hatte.

Das lässt sich belegen. In der Verordnung zum Reiseverbot für Drittstaaten sind nämlich eine ganze Reihe von «wichtigen Gründen» aufgeführt, für die das SEM ein Reiseverbot für Drittstaaten aufheben kann. Neben einer schweren Erkrankung, einem schweren Unfall oder dem Tod eines Familienmitglieds werden auch bedeutende Anlässe zur Aufrechterhaltung der familiären Beziehungen als «wichtige Gründe» erachtet. Es sind dies die Geburt eines Kindes oder die Heirat eines Familienmitglieds. Der Familienkreis wurde zudem erweitert. Ein angeblicher Flüchtling kann also leicht in seine Herkunftregion reisen und von dort aus in seinen Heimatstaat, wo er angeblich verfolgt ist.

War dies tatsächlich der Wille des Parlaments? Nein. Keller-Sutters eigene Partei, die FDP, verlangte in einer Motion ein viel strikteres Heimreiseverbot, als es dann beschlossen wurde. Und CVP-Präsident Gerhard Pfister sagt: «Diese Verordnung ist ein weiteres Beispiel dafür, warum ein Verordnungsveto nötig ist. Sie widerspricht dem klaren Willen des Parlaments.» Der Zuger Politiker hat zum Thema selber einen Vorstoss eingereicht, bei dem es um ein Heimreiseverbot von vorläufig Aufgenommenen geht. Das sind Asylbewerber, die zwar kein Asyl erhalten haben, die man aber aus rechtlichen Gründen nicht wegweisen kann oder darf. Laut SEM setzt der Bundesrat derzeit Pfisters Motion um. Dieser sagt dazu: «Es ist nach wie vor nicht einzusehen, warum jemand in ein Land, in das er wegen des Non-Refoulement-Gebots nicht zurückgeführt werden kann, zurückgehen soll, will oder kann. Insofern rechtfertigen sich keine Ausnahmeregelungen.» ○



# Ehrenrunde durchs Niemandsland

Die Hauptrolle in der 133-jährigen Geschichte der Grasshoppers spielte Walter Schoeller. Er war 42 Jahre lang Vereinspräsident und Schweizer Meister im Rudern, Tennis, Landhockey und Fussball. Aus seiner Leistung könnte die neue Führung um Präsident Rietiker viel Mut schöpfen. *Von Thomas Renggli*

Nach dem Spielabbruch in Luzern gibt es kein Wenn und Aber mehr: Der Grasshopper Club steigt in der Super League ab. Im Zentrum stehen momentan Nebenschauplätze: die vermummte Horde, die den Fussball in Geiselschaft nimmt, die Liga, die tatenlos zuschaut, die Klubs, die vor den eigenen «Fans» kapitulieren.

Doch die Geschehnisse besitzen auch eine sporthistorische Dimension. Der erstmalige Abstieg des Grasshopper Clubs seit siebzig Jahren bedeutet für den hiesigen Fussball den Verlust der grössten und ruhmreichsten Marke – nicht mehr und nicht weniger.

Gegründet wurde der GC 1886 im Café «Stäubli» an der Flössergasse in Zürich. Das Café «Stäubli» existiert schon lange nicht mehr. Und auch die Hoppers zogen um. Heute liegt ihr Stammlokal (das Restaurant «Heugümper») zwischen Paradeplatz und Limmat. Das fussballerische Herz schlägt aber in Niederhasli. Von dort sieht man den Paradeplatz nicht.

Trotzdem: Die GC-Fussballer sind der nationalen Konkurrenz noch immer einen Schritt voraus. Sie gewannen 27-mal die Meisterschaft, 19-mal den Cup und 8-mal das Double. Die anderen zwölf Sektionen trugen ebenso fleissig zum Ruhm bei. Die Ruderer holten 1920 und 1996 Olympia-Gold, die Handball-, Eishockey-, Tennis-, Squash-, Landhockey- und Rugby-Spieler füllten die Klubvitriolen mit vielen Meisterpokalen. Die Curler bauten manches Haus.

## Politik, Armee und Wirtschaft

Die Hauptrolle in der 133-jährigen Klubgeschichte spielte nicht Stephan Anliker, sondern Walter Schoeller. «Bölle» war Schweizer Meister im Rudern, Tennis, Landhockey und Fussball, präsiidierte den Gesamtverein während 42 Jahren und baute auf seinem Land das Hardturm-Stadion.

Ein anderer Name war in der Neuzeit ebenso wichtig: jener der Gartenbaufamilie Spross. Es war der 2004 verstorbene Werner H. Spross, der die Liaison zwischen dem Unternehmen und dem GC einfädelt. Er habe nie das Meer gesehen, pflegte Werner Spross zu sagen, aber seine Jacht «Mañana» sei die grösste und schönste auf dem Zürichsee. Nicht nur dort fädelt Spross viele Geschäfte ein, er pflegte Kontakte in die Politik, Armee und Wirtschaft. Und er mähte den Rasen im Hardturm.

So kam es, dass Werner Spross ab den späten 1980er Jahren zur GC-Hausbank wurde, als unter dem damaligen Sportchef Erich Vogel die erfolgreiche Phase mit dem aufstrebenden Trainer Christian Gross und Ausnahmespielern wie Murat Yakin, Kubilay Türkyilmaz oder Johann Vogel begann. Es war die Zeit, als die Champions-League-Sterne über dem Hardturm leuchteten. Die *NZZ am Sonntag* schrieb: «Werner Spross war grosszügig. Er sagte, wer zwei Hemden besitze, soll dem eines geben, der keines habe.»

Aber Spross war auch schlau. Als 1999 Rainer E. Gut und Fritz Gerber GC übernahmen, liess er sich von den neuen Besitzern sein Geld zurückzahlen. Kolportiert wurden damals 16 Millionen Franken. Als Spross 2004 starb, wurde der Neffe Heinz Nachfolger im Geschäft. Der Patron war weg, die Verbindungen zu GC aber blieben. Ende Januar 2019 verabschiedete sich Heinz Spross aus dem Verwaltungsrat – er hatte genug von den Machtkämpfen und Intrigen hinter den Kulissen. Es war ein Entscheid, der die Grasshoppers weit mehr schmerzen könnte als der kurzfristige sportliche Absturz. Denn die Familie Spross war Herz und Seele des Klubs.

Grasshoppers – das ist ein langes Kapitel Schweizer Fussballgeschichte. Von Max «Xam» Abegglen bis Pascal Zuberbühler. Nach über



*Vision Champions League:* Unternehmer Rietiker.

dreissig Jahren Wanderschaft vom Sihlhölzli zum Tonhalle-Areal und in den Innenraum der alten Hardau-Radrennbahn übersiedelten die Hoppers 1920 auf den Hardturm. Dort erlebten sie frostige Tage und heisse Nächte. 1934 und 1968 brannte die Tribüne nieder. 1949 wurde GC letztmals zweitklassig.

## 14 von 27 Titeln nach Wiederaufstieg

Gerade daraus könnte die neue Führung um Präsident Stephan Rietiker («Meine Vision für GC? Champions League») Mut schöpfen. 14 der 27 Meistertitel gewann GC nach der Ehrenrunde durchs sportliche Niemandsland. Oder mit anderen Worten: Selbst in der Challenge League kann das Leben weitergehen. Wenn man aus den begangenen Fehlern lernt. ○



*Vitriolen voller Meisterpokale:* Hardturm-Besitzer Walter «Bölle» Schoeller (mit Hut), 1968.

# Wenn der Staat sich überschätzt

Mit dem Rüstungskonzern Ruag wollte man einen staatlichen Champion konstruieren, der an den Märkten überlegen ist und dank Superrenditen die eigene Armee günstig versorgt. Der Versuch schlug fehl. Der Bundesbetrieb ist nicht konkurrenzfähig, die Kosten tragen die Steuerzahler. *Von Beat Gygi*

Vergangene Woche hat der Rüstungs- und Technologiekonzern Ruag die Auslieferung eines Dornier-228-Flugzeugs an einen japanischen Kunden gemeldet. Das wirkt zunächst wie ein Lichtblick für die Entwicklung der Firma, die bald in die raue Welt hinausgeschickt werden soll. Das heutige bundeseigene Unternehmen Ruag soll gut zwanzig Jahre nach der Gründung dieses zivil-militärischen Doppelkonstruktes wieder zerlegt und in einen Schweizer Rüstungsbetrieb und ein kommerziell orientiertes Technologieunternehmen aufgeteilt werden. Die zweimotorige neunzehnsitzige Turboprop-Maschine Dornier 228, die am deutschen Ruag-Standort in Oberpfaffenhofen gebaut wird, ist nicht auf die Schweizer Armee ausgerichtet; dieses Geschäft wird also zu jenem Ruag-Teil kommen, der nun voll den internationalen Marktkräften ausgesetzt wird und sicher jegliche Art von Auftrieb gut gebrauchen kann.

Am 18. März hat Bundesrätin Viola Amherd an einer Medienkonferenz erläutert, wie die vom Bundesrat beschlossene Auftrennung des heutigen Unternehmens in einen kommerziell orientierten Teil Ruag International und einen auf die Schweizer Armee ausgerichteten Rüstungs- und Wartungsbetrieb, genannt MRO (Maintenance, Repair, Overhaul), erfolgen soll. Brisanter als die Tatsache der kommenden Entflechtung war die Wortwahl der Bundesrätin: «Die Forderungen der EFK und anderer Kommissionen werden dadurch erfüllt, dass wir diese Teilung jetzt machen.» Die Eidgenössische Finanzkontrolle (EFK) geht seit längerem der Frage nach, ob die Kosten, welche die Ruag der Armee in Rechnung stellt, in Ordnung sind, oder ob zu viel verlangt wurde. Die Finanzdelegation des Parlaments orientierte im Januar über eine diesen Frühling geplante Prüfung der im Fokus stehenden Division Ruag Aviation, eine Zusammenfassung der Befunde soll laut EFK Ende Juni publiziert werden.

Aber der Bundesrat handelt jetzt schon. Entscheidend für Amherd war, «dass wir eine internationale Firma gründen und eine MRO, so dass da keine Quersubventionierungen möglich sind». Quersubventionierungen? Die Ruag-Führung um Verwaltungsratspräsident Remo Lütolf und Konzernchef Urs Breitmeier sucht die Auftrennung als folgerichtig darzustellen, sie sagt, die Ruag sei derart rasch gewachsen, dass nach langer und erfolgreicher Expansion nun eine Konzentration auf bestimmte Stärken sowie mehr Informatik-



*Transparenz durch Auftrennung:* Bundesrätin Amherd, Ruag-Chef Lütolf.



*Betriebsmarge unklar:* Ruag Aviation, Emmen.

sicherheit beim Bund nötig sei. Aber Amherd betonte ganz andere Aspekte: «Das sind rechtlich und finanziell zwei komplett eigenständige Unternehmungen, das heisst, da kann kein Geld hin und her fließen.»

Geldflüssen den Riegel schieben – das ist das Gegenteil dessen, was man 1997 im eidgenössischen Parlament und 1998 mit der Gründung der «Rüstungsunternehmen Aktiengesellschaft» (Ruag) im Sinn gehabt hatte.



Damals war die Absicht, dass Quersubventionen fliessen sollten – von Zivil zu Militär. Der Konzern wurde seinerzeit mit dem Ziel konstruiert, den vorher rein auf die Schweizer Armee ausgerichteten Rüstungsbetrieb mit neuen Geschäften und Handlungsspielräumen so zu ergänzen, dass er auch in kommerziellen und internationalen Märkten mit seinen Produkten und Dienstleistungen Geld verdienen könne – etwa mit Munition für Jäger oder der Flugzeugwartung für Business-Jets. Die Idee war, dass dieser militärisch-zivile Zweibeiner in den kommerziellen Märkten derart effizient und gewinnbringend arbeiten solle, dass er dadurch die Schweizer Armee umso günstiger beliefern könne. Kurz: die Ruag als staatlichen Champion in den Märkten, der dank seines Könnens und Erfolgs die Armee zu Hause quasi zu Freundschaftspreisen beliefern kann.

Nun befürchtet der Bund offenbar, die Quersubventionen seien eventuell gerade umgekehrt geflossen. Amherds Äusserungen passten dazu: «Es fliesst kein Gewinn aus dieser MRO in eine andere Gesellschaft ab – neu, weil die eben getrennt sind», erklärte sie zur Begründung der Aufteilung, und legte nach: «Das ist schon mal die Frage der Transparenz, die damit geklärt wird.» Das heisst, Transparenz erzwingen durch Auftrennung.

### Am Boden blockiert

Wie steht es denn heute um die Transparenz? Die Ruag kommt zurzeit mit gut 9100 Beschäftigten – davon 4800 im Ausland – auf einen Jahresumsatz von rund zwei Milliarden Franken. Das Geschäft mit der Schweizer Armee betrifft 30 Prozent des Umsatzes, der

### Eher könnte das VBS das Opfer sein als die Kunden in den internationalen Märkten.

Umsatz mit Militärkunden insgesamt erreicht 44 Prozent, die zivilen Geschäftspartner stehen also für etwas mehr als die Hälfte des Umsatzes. Kann man denn nicht einfach aus der Rechnung der Ruag ablesen, ob der Bund als Kunde die richtigen Preise bezahlt? Nein, die publizierten Geschäftszahlen geben kaum genauen Aufschluss darüber.

Der Ruag-Konzern besteht aus fünf Divisionen: erstens Space mit der Herstellung von Raumfahrttausrüstung, zweitens Aerostructures mit der Zulieferung von Bauteilen zur Flugzeugindustrie, drittens Aviation mit Flugzeugbau und Flugzeugwartung, viertens Ammotec mit der Munitionsproduktion sowie fünftens Defense mit der Belieferung von Militärkunden mit Produkten und Dienstleistungen. Für jede Division werden Umsatz, Kosten, Personal und Betriebsgewinn separat angegeben. Gewisse Divisionen sind eine

Mischung von Geschäften für das VBS und für Nicht-VBS-Kunden. Damit ist für aussenstehende Beobachter nicht feststellbar, wie viel das Departement VBS und wie viel die anderen Kunden in diesen Teilen der Ruag zur Betriebsmarge beitragen – besonders in der Division Aviation, die zu rund zwei Dritteln auf das VBS ausgerichtet ist, etwa in der Wartung der F/A-18-Kampflugzeuge.

Diese Einheit ist breit tätig, sie arbeitet einerseits für die Schweizer Luftwaffe, andererseits für die deutsche Bundeswehr, die australische Luftwaffe, für Bombardier, Dassault, Embraer, Airbus, Pilatus, Boeing und etliche weitere Luftfahrtfirmen. Und wie gesagt zählt der Bau des Flugzeugs Dornier 228 dazu, was bei näherem Hinsehen nicht ein Lichtblick, sondern eine Belastung für die Ruag ist. Neben dem Entwicklungsaufwand drückten in den vergangenen Jahren Nachbesserungs- und Reparaturkosten infolge von Mängeln an Plänen, Bauteilen und Maschinen auf die Rechnung. Eine früher nach Japan verkaufte Maschine wurde wegen Konstruktionsfehler am Boden blockiert, ein Zuliefererwechsel in Indien führte zu teuren Nachbesserungen. Und der Vertrag über Lieferungen nach Venezuela ist laut Ruag noch aktiv, offen sind aber Fragen etwa zu getätigten Anzahlungen und den weiteren Schritten. Hinzu kommt, dass die Nachfrage nach der Dornier 228 flau und die Verkaufszahlen so gering sind, dass dies auf die Rendite drückt. Die Do 228, von der laut Ruag 165 Maschinen in Betrieb sind, ist aus dieser Perspektive kein Lichtblick.

### VBS könnte das Opfer sein

Die vom Bundesrat geforderte Transparenz wäre herstellbar, wenn die Buchhaltung klar getrennt nach VBS/Nicht-VBS-Kunden geführt würde. Amherd betonte denn auch, dass für die neue MRO eine klare Kostenrechnung verlangt werde, weil man auch für diesen VBS-orientierten Betrieb in kleinerem Umfang Drittgeschäfte zulassen wolle. Es gibt allerdings eine Möglichkeit, um etwas mehr Transparenz in die Ruag-Rechnung zu bringen, als sie heute der Geschäftsbericht bietet. In der Division Aviation gibt es eine Art Guckloch, durch das man das deutsche Geschäft beobachten kann: Es ist der für die lokalen Behörden erstellte Einzelabschluss der deutschen Firma Ruag Aerospace Services in Oberpfaffenhofen, der via deutschen Bundesanzeiger zugänglich ist. Laut der Zahlen verbuchte diese Gesellschaft beispielsweise 2011 einen Betriebsverlust von 9,4 Millionen Euro, 2012 einen solchen von 13,8 Millionen Euro. Dieses Deutschland-Loch wurde durch andere Ertragsquellen so weit gestopft, dass die ganze Division Ruag Aviation 2011 bei einem Umsatz von 474 Millionen Franken auf einen Betriebsgewinn von 22 Millionen

Franken kam, also auf eine Marge von knapp 5 Prozent.

Als dann 2012 der Deutschland-Verlust auf fast 14 Millionen Euro stieg, verbesserte umgekehrt die ganze Division bei konstantem Umsatz den Betriebsgewinn auf 28 Millionen Franken, die Marge stieg also auf 6 Prozent. Das Deutschland-Minus muss also durch andere Geschäfte mit deutlich höheren Margen wettgemacht worden sein. Hätte Deutschland null Gewinn gemacht, hätte die Marge von Ruag Aviation rund 9 Prozent erreicht, hätte Deutschland ordentlich gearbeitet, wäre die Division in den zweistelligen Prozentbereich gestiegen. Was heisst das? Die jahrelangen Belastungen im Deutschland-Teil, insgesamt wohl um die 50 Millionen Euro, wurden anderswo irgendwie kompensiert.

Das führt zur Frage, wo denn entsprechend höhere Margen realisiert wurden. In Betracht kommen die Flugzeug- und Luftfahrtkunden, sodann ausländische militärische Auftraggeber oder eben das VBS. Offensichtlich hält der Bundesrat die Möglichkeit für sehr wahrscheinlich, dass eher das VBS, also der Steuerzahler, das Opfer sein könnte als die Kunden in den hartumkämpften internationalen Märkten. Amherd betonte jedenfalls, dass die künftige MRO – eigentlich wie die Ruag bisher – die Aufgabe habe, für die Armee zu günstigen Preisen qualitativ hochstehende Leistungen zu erbringen, und sie fügte an: «Und wenn der Bund oder die Armee dann der grösste Kunde ist, gibt es vielleicht auch ein bisschen mehr Diskussionsmöglichkeiten, was die Preise angeht.» Mit der Trennung des VBS-Geschäfts vom Rest der Ruag will der Bund also Kosten sparen, aber damit wird es der internationale Teil mit seinen 6500 Mitarbeitern umso schwerer haben, weil ihm dann der Zugang zur VBS-Nährlösung verwehrt sein wird. ○

## ATTRAKTIVE INFRASTRUKTUR



«Lesen Sie in unserer Kundeninformation Check-Up ([www.reichmuthco.ch](http://www.reichmuthco.ch)), welche Bereiche wir im Infrastruktursektor als attraktiv erachten und wie wir diese für Anleger erschliessen.»

Marc Moser  
Senior Verantwortlicher Institutionelle Kunden

PRIVATBANKIERS  
**REICHMUTH & CO**  
INTEGRALE VERMÖGENSVERWALTUNG

LUZERN | ZÜRICH | ST. GALLEN



---

# Wetterschmöckers Gespür fürs Klima

---

Martin Horat sei ein «Klimaleugner» und gehöre aus den Medien verbannt, schreibt die Zürcher Online-Zeitung *Republik*. Zeit für ein Gespräch.

Von Roman Zeller und Hervé Le Cunff (Bild)



«Ich sage nichts Böses»: Klimaversteher Horat.



«Die Debatte ist beendet», schrieb die *Republik* abschliessend und sakrosankt. Darüber titelte sie: «Keine Bühne mehr für Klimaleugner» und schlussfolgerte: «Klimaskeptische Pamphlete» und «wissenschaftsfreier Unsinn» sollten verbannt werden. Das stelle die «Ausgewogenheit» wieder her. Ziel der Attacke war Martin Horat, Muotathaler Wetterschmöcker, der anhand von «Ameisen-Wetterprognosen» einen nassen Sommer kommen sah. Das Online-Portal befand ihn zwar als «legendär», nannte ihn aber «eben auch einen Klimaleugner – und das ist ein Problem».

Horat, 75, muss lachen, als ihm die Zitate vorgelesen werden. «Davon habe ich gehört», sagt er und geht mit seinem Gehstock behäbig die Treppe hinunter. «Wer hat das geschrieben? Eine Zeitung im Internet?» Horat schmunzelt: «Ich habe keinen Computer, und mit dem Internet fange ich gar nicht erst an.»

### Über hundert Millionen Zuschauer

Wir fahren in die Höhe. Dort gebe es ein Bergbeizli, das ihm gefalle: «Hoffentlich sind wir über dem Nebel und haben etwas Aussicht.» Unterwegs erzählt er von Sensen, die er vertreibe, weil er mit 43 Jahren die Landwirtschaft, seinen gelernten Beruf, an den Nagel hängen musste. «Wegen Arthrose, sonst fehlt mir nichts», so der Wetterschmöcker. Mit seinem Subaru verkaufe er die *Sägetesen* und andere Landwirtschaftsgeräte «rundherum», von Basel bis ins Berner Oberland.

«Ich komme weit herum», sagt Horat, «seit ein paar Jahren sogar noch weiter.» Als Hobby-meteorologe hält er oft Vorträge, auch in Deutschland. In seinem Verein, bei den «Katholischen Meteorologen», trage er daher den Spitznamen «Wettermissionar». Und alles nur wegen der Fernsehwerbspots von Schweiz Tourismus, die ihn zu einer «Internet-Kultfigur» gemacht haben, wie auch die *Republik* anerkennt. In den Spots sitzt er bei seinen Vorhersagen auf einem Ameisenhaufen oder schmeckt und frisst Pulverschnee. Sein Ausdruck «verreckte Cheib» wird in Amerika mit «holy cow» untertitelt, und in Frankreich unterhält der urchige Schwyzer Wetterschmöcker das Publikum sogar in Simultanübersetzung. Bis 2013 begeisterte er damit über hundert Millionen Zuschauer weltweit.

Wir passieren *Schneeblätze* am Strassenrand. Schnee im Mai? Horat bleibt gelassen. Das sei wegen der Eisheiligen. Das habe es schon *mängsmal* gegeben. So habe er das aber nicht «geplant» – er nicht und keiner seiner fünf Inner-schweizer Wetterschmöcker-Kollegen. «Die Ameisen können einen verseckeln, wie beim letzten Hitzesommer.» Und trotzdem interessierten sich die Leute noch immer für seine lockeren Prognosen mit zotigen Sprüchen.

«Ich höre auf die Wetterschmöcker», sagt Marie, «momoll.» Sie heisst uns in der Skihütte Nüsell willkommen. «Es ist immer interessant und dienig», so die Wirtin. Horat bestellt einen «Kafi-Schnaps» und fragt dann später, ob er

drinnen rauchen dürfe. «Du schon», antwortet die Wirtin und setzt sich zu uns.

Horat erklärt, dass der lokale *Bote der Urschweiz* jeden Monat das Wetter, wie es die Wetterschmöcker an der Frühlings- und Herbstversammlung voraussagen, abdrucke. «Wir treffen uns und schreiben, was wir denken», erklärt er: «Das gelte für alle fünfzehn Gemeinden im Bezirk Schwyz.» Passe eine Aussage auch in Zürich oder Genf, dann gelte ihr Wort gesamtschweizerisch. Horat lacht: «Wenn es aber nicht stimmt, dann haben wir es nur für Schwyz falsch gesagt.»

Für jeden Monat müssten drei Prognosen notiert werden, erklärt Horat. «Das gibt maximal 20 Punkte.» Eine Jury kröne den Besten zum Wetterkönig. Suter Peter, 92-jährig und mit Übernamen «Sandstrahler», war am 26. April mit 16 Punkten der Sieger; Horat landete auf Rang drei mit zwei Punkten weniger. «Das ist nicht so schlimm», meint er. «Meine sechzehn Titel sind ordentlich.» Und sowieso, statt um Ruhm und Ehre gehe es eher darum, dass es «humoristisch zu- und hergehe» – und eine gute *Musig* müsse dabei sein. Ein Wetterschmöcker müsse «ein Original» sein.

«Lueg, wie ich den Regen im Juni voraussage», sagt Horat und verweist auf die orange Vereinsmitteilung: «Die Badelustigen können auf den Fussballfeldern schwimmen.» Wirtin Marie fasst sich schmunzelnd an den Kopf und ächzt: «Ach, Märtel!»

### 70 bis 80 Prozent richtig

«Lustig in Ehren, kann niemand verwehren», heisst es in den Vereinsstatuten, was für die *Republik* wohl zu viel des Guten war: Mit den Prognosen «liegt er sowieso meistens falsch». Das lässt sich der mehrfache Wetterkönig nicht bieten. «Durchschnittlich stimmen 70 bis 80 Prozent von dem, was ich sage.»

Und was machte ihn dann zum «Klimaleugner»? Horat nimmt einen Schluck. Er wagte einst die Aussage: «Wir haben vor fünfhundert Jahren das genau gleiche Wetter gehabt, da hat sich überhaupt nichts verändert.» Er sei halt anderer Meinung als die Wissenschaftler. Darum werde momentan ein Riesenzeug gemacht. Auch die Klimajugend habe keine Ahnung.

Seine Aussage begründet er mit dem Wetter der letzten fünfhundert Jahre. Er sagt, dass es im 16. Jahrhundert sogar wärmer gewesen sei als heute. «Das besagen die alten Chroniken.» Horat erfuhr darin, dass zwischen 1530 und 1564 wegen der heissen Sommer der Aletschgletscher 1500 Meter zurückgegangen und von 1565 bis 1592, in den «rauen, kalten Wintern», wieder 1200 Meter gewachsen sei. «Schau, in den letzten drei Millionen Jahren hatten wir 44 Eiszeiten, und die Erde hat sich immer wieder erwärmt.» Gleich sei es mit dem Wald: «In den Neunzigern haben sie gesagt, der Wald sterbe. Tatsache ist, dass er noch nie derart zugenommen hat wie in den letzten zwanzig,

dreissig Jahren.» Ob es nicht *gshpässig* sei, dass die Leute, seit das Wort «Umweltverschmutzung» herumgeistere, «je länger, je älter» würden? «Mir scheint, die Wissenschaftler haben zu wenig Erfahrung.»

Horat gibt sich zwar nicht als Wissenschaftler aus. Dennoch wisse er viel und vertraue dem Schneegeschmack und seinen Ameisen. Nach zwei Stunden diskutiert er mit Wirtin Marie darüber, wo er bei diesem nasskalten Wetter seine tierischen Helfer finde. «Sie würden sich bestimmt freuen und s Männli machen, wenn sie wieder einmal einen Menschen beißen können.» Er sagt: «Vielleicht haben wir ja Glück. Und sonst fresse ich halt nur Schnee und sage, was ich schmecke.»

Auf dem Weg zurück nach Rothenthurm halten wir neben kleinen Schneeflächen. Horat bückt sich und führt eine Handvoll Schnee zum Mund. «Der süesselet ziemlich», befindet er. «Das deutet auf einen Regensommer hin; sicher kein Hitzesommer.» Denn zwei Rekordsommer nacheinander, das habe es ausser 1904 und 1905 noch nie gegeben. Ich probiere den Schnee ebenfalls, schmecke aber keinerlei Süsse. Horat grinst. Mit der Zeit wisse er, was die Leute hören wollten. Den Schneetricke habe ihm aber Schweiz Tourismus gesteckt; auch die Vorstellung vom Schnee, der *süessele*, sei damals aufgekommen.

Nach wenigen Kurven sagt Horat: «Dort ist die Stelle, wo wir halten.» Er selbst ist überrascht, dass wir trotz Regen einen Ameisenhaufen finden, und berührt ihn sogleich. «Die beißen», meint er, die Hand voller Ameisen. «Spürst du das?», fragt er. «Und auch die Augen verdrehen sie, sie schielen.» Das sei das Zeichen, dass der Sommer eher nass werde. Im Herbst seien es die Beine, auf die man mit «Adleraugen» schauen müsse: «Wenn die Oberschenkel fett sind und Schweissperlen daran kleben, dann wird es ghörig chalt.»

Seine Aussagen seien kein Zufall, bemerkt Horat auf dem Rückweg: «Amig weiss man es, amig nicht.» Dass man ihm daher den Mund verbieten wolle, finde er lustig. «Es ist ja nichts Böses, was ich sage. Es darf doch jeder seine Meinung sagen, oder?» Für ihn seien auch falsche Wetterprophezeiungen «nicht gelogen». Wäre alles richtig, hätten die Meteorologen in Zürich und Bern gar nichts mehr zu tun.

Er interessiere sich einfach für das Wetter – das Volk beeinflussen, wie ihm die *Republik* unterstellt hat – das wolle und tue er gar nicht. Die Aussage: «Der Schiedsrichter hat entschieden. Und der Schiedsrichter ist in diesem Fall die Wissenschaft», sei dummes Zeug. Horat erinnert sich an eine Wetterveranstaltung, wo auch alt Bundesrat Leuenberger und Klimaexperten gesprochen hätten. «Alle haben genau das Gleiche gesagt.» Er habe sich gedacht: «Jetzt sage ich erst recht das Gegenteil.» «Wenn das jemand verbieten will, dann soll er – ich kann trotzdem ruhig schlafen, und irgendwie müssen sie sich ja verteidigen.» ○

# Silberstreifen an Strassburgs Horizont

Die Schweiz kann bald einen neuen Richter an den Menschenrechtsgerichtshof schicken. Es sollte nicht mehr ein Völkerrechtsprofessor sein.

Von Katharina Fontana

Im juristischen Olymp wird eine Stelle frei. Der Schweizer Richtersitz am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte (EGMR) muss neu besetzt werden, da die seit 2011 amtierende Schweizerin Helen Keller im Herbst 2020 ans Ende ihrer Strassburger Tage gelangt. Nach neun Jahren Amtszeit ist am EGMR, dem Gericht der 47 Europaratsstaaten, nämlich Schluss; eine Wiederwahl ist nicht möglich. Bereits jetzt laufen die Vorbereitungen, den Nachfolger oder die Nachfolgerin für Keller zu finden, denn die Wahl verlangt ein längeres Prozedere. Die Stelle wurde dieser Tage vom Bundesamt für Justiz (BJ) ausgeschrieben. Gesucht wird eine Person mit «hohem sittlichem Ansehen», wie es in der Annonce heisst. Es muss sich um einen Rechtsgelehrten «von anerkanntem Ruf» handeln, der richterlich oder akademisch beschlagen ist und schergewichtig Erfahrung im Bereich der Menschenrechte mitbringt. Er muss sattelfest in Französisch oder Englisch sein, den beiden Amtssprachen am EGMR, und zudem bereit, seine Zelte in Strassburg aufzuschlagen – in der lauschigen Elsässer Europastadt, die praktischerweise nur einen Katzensprung von der Schweizer Grenze entfernt ist.

Wer für die Schweiz in den EGMR einzieht, diese Frage ist nicht ohne. Der Strassburger Gerichtshof gibt hierzulande zwar meist nur dann zu reden, wenn er wieder einmal die Ausschaffung eines ausländischen Straftäters untersagt. Seine Bedeutung reicht allerdings weit über solche ausländerrechtlichen Einzelfälle hinaus: Was die 47 Richter entscheiden, wird für die Schweiz faktisch Gesetz. Und das

notabene nicht nur, wenn es um eine Beschwerde gegen die Schweiz selber geht, sondern auch, wenn der EGMR Leiturteile zu deutschen, britischen, polnischen, russischen oder anderen Fällen erlässt. Die Wirkung der umfangreichen EGMR-Rechtsprechung auf die hiesige Rechtsordnung kann nicht überschätzt werden, vor allem auch, weil sich das Bundesgericht punktgenau nach dem richtet, was der Gerichtshof beschliesst – es tut dies so zuverlässig wie kaum ein anderes nationales Höchstgericht und wird deshalb von der Strassburger Instanz auch immer wieder mal gelobt.

## Neues Personal

An Juristen, die sich für das hohe Amt interessieren, dürfte es nicht fehlen. Bis Mitte Juni können sie ihr Dossier beim BJ einreichen. Der

## Man könnte es zur Abwechslung einmal mit einem erfahrenen Richter versuchen.

Bundesrat wird dann die vielversprechendsten Anwärter herauspicken und seine Liste der Gerichtskommission und der Europaratsdelegation der eidgenössischen Räte vorlegen. Anschliessend wird er sich auf drei Kandidaten einigen – das Parlament hat dazu nichts zu sagen – und diesen Vorschlag ins Elsass schicken. Gewählt wird der neue Richter durch die Parlamentarische Versammlung des Europarats.

Die Frage ist nun, ob sich auch Bewerber melden, die man aus Schweizer Sicht haben

möchte. Denn mehr vom bisherigen Richterpersonal, um es vorsichtig auszudrücken, braucht es nicht unbedingt. Seit 1975 sind es ausnahmslos Völkerrechtsprofessoren, die auf dem Schweizer Richterstuhl sitzen. Zuerst kam Denise Bindschedler von der Universität Genf, dann der Basler Professor Luzius Wildhaber, der den Gerichtshof mehrere Jahre präsierte. Ihm folgte Giorgio Malinverni, der an der Uni Genf internationales Recht unterrichtet hatte. 2011 war dann die Reihe an der Zürcherin Helen Keller, die zuvor Mitglied des Menschenrechtsausschusses der Vereinten Nationen gewesen war. Und wie das bei Völkerrechtlern nicht selten der Fall ist, hatte beziehungsweise hat ein Teil von ihnen einen ausgeprägten Hang, den Menschenrechtsschutz immer weiter auszulegen.

Besonders deutlich zeigte sich das in der Ära Malinverni. Als der EGMR beispielsweise 2009 den Fall eines Mannes zu beurteilen hatte, der im Alter von 67 Jahren eine Geschlechtsumwandlung wünschte, erachtete es Malinverni als Verstoß gegen das Recht auf Privatleben, dass die Schweiz vor der Kostengutsprache für die gewünschte Operation eine zweijährige Beobachtungsphase verlangt hatte. Und als die hiesige Justiz einen Genfer Verein auflösen wollte, dessen Zweck die illegale Besetzung von Häusern war, erblickte Malinverni darin einen unzulässigen Angriff auf die Vereinsfreiheit. Helen Keller hat sich bisher nicht als derart menschenrechtseuphorisch gezeigt wie ihr Vorgänger, allerdings sorgte auch sie mitunter für Aufsehen. So, als sie 2013 ein Urteil gegen die Schweiz mitunterstützte, weil



Gesucht wird eine Person mit «hohem sittlichem Ansehen»: amtierende Richterin Keller, Vorgänger Malinverni, Wildhaber und Bindschedler (v.l.).



diese einen mehrfach kriminell gewordenen nigerianischen Drogenhändler hatte ausweisen wollen.

Die bisherigen Erfahrungen mit Völkerrechtlern kann man also als gemischt bezeichnen, und das kommt nicht von ungefähr. Auf den Punkt gebracht hat dies die frühere deutsche EGMR-Richterin und vormalige Bundesverfassungsrichterin Renate Jaeger. Sie sagte einmal: «Ein Gericht, das auf einer völkerrechtlichen Vereinbarung beruht, schaut sehr viel auf internationales *soft law*, etwa bei den Uno oder im Europarat, um es dann in seinen Entscheidungen heranzuziehen. Es besteht die grosse Verführung und die Gefahr, mit einem Richterspruch *soft law* völkerrechtlich verbindlich zu machen. Sie ist besonders hoch, wenn das Richterpersonal aus Völkerrechtlern und NGO-Vertretern besteht», so Jaeger. «Völkerrechtler wollen eben das Völkerrecht weiterentwickeln. Ausgebildete Richter können besser zwischen dem geltenden Recht und dem, was wünschenswert ist, unterscheiden.»

### Fokus auf den Bundesrichtern

Der Bundesrat sollte also die Gelegenheit nutzen, dieses Mal eine andere Juristenkategorie für den EGMR zu empfehlen und die Wahl nicht in Richtung eines Völkerrechtsspezialisten zu lenken, von denen sich mit Sicherheit einige melden werden. Man könnte es zur Abwechslung einmal mit einem erfahrenen Richter versuchen, der nicht in erster Linie darüber nachsinnt, wie man die Menschenrechte weiterentwickeln könnte, sondern der sich auf wirkliche Rechtsverletzungen konzentriert und auf Urteile hinwirkt, bei denen man sich als Bürger nicht an den Kopf fassen muss. Da man in Strassburg grossen Wert auf hochdekorierte Kandidaten legt und als ungenügend taxierte Wahlvorschläge auch schon mal zurückweist, stehen wohl die Bundesrichter als Bewerber im Vordergrund. Unter ihnen gibt es durchaus einige, die man sich am EGMR gut vorstellen könnte – Richter, die keinen richterlichen Aktivismus pflegen und nicht alles und jedes durch die Menschenrechtsbrille betrachten.

Ob sich solche Anwärter melden werden, muss sich aber erst noch zeigen. Wegen des Lohns wird ein Bundesrichter kaum nach Strassburg ziehen: Während er hier um die 30 000 Franken pro Monat verdient, liegt der Lohn am EGMR um rund einen Drittel tiefer, bei 17 000 Euro monatlich. Auch die zweckmässigen Büros, in denen die Strassburger Richter arbeiten, kommen nicht an die gehobenen Räumlichkeiten heran, in denen auf Mon-Repos in Lausanne und im Gotthardgebäude in Luzern Akten gewälzt werden. Und schliesslich ist es für einen einflussreichen Bundesrichter nicht unbedingt eine verlockende Idee, in Strassburg als dienstjüngste Nummer 47 von vorne anzufangen. ○

## Schweiz

# Preiskrieg im öffentlichen Verkehr

**Das Generalabonnement (GA) der SBB soll teurer werden. Hinter der Forderung stehen die Regionalverkehrsverbände. Sie kämpfen dafür, dass ihre eigenen Abos attraktiv bleiben.**

Die Zeitschrift *Beobachter* berichtete vor gut einer Woche, gestützt auf ein Strategiepapier der Organisation ch-direct, der 250 Transportunternehmen angehören, dass ab dem Fahrplanwechsel 2021 das Generalabonnement (GA) 10 Prozent teurer werde. Das Jahresabo für die 2. Klasse würde statt wie heute 3860 Franken neu 4250 Franken kosten. Die Überlegungen haben viele GA-Besitzer alarmiert, sogar die Politik mischt sich ein. Die Präsidentin der nationalrätlichen Verkehrskommission, Edith Graf-Litscher (SP), verkündet bereits, sie wolle das Thema in der nächsten Kommissionssitzung traktandieren. Seither rudern alle wie ertappte Lausbuben zurück – angefangen bei ch-direct selber. «Der Aufschlag ist nicht beschlossen», beschwichtigt Sabine Krähenbühl, die Kommunikationsschefin dieser Organisation. «Das waren bloss Überlegungen, wie man das Angebot für alle Teilnehmer ausgewogen gestalten kann.»

Stattdessen rückt man nun andere Ideen in den Vordergrund. Man wolle künftig verstärkt auch Alternativen zum GA prüfen – zum Beispiel sogenannte Modul-Abos. Von solchen Angeboten spricht man, wenn das Abo des Tarifverbundes Libero (Bern-Solothurn) zum Beispiel mit einer Strecke des nationalen «Direkten Verkehrs» oder zusätzlichen Zonen von anderen Tarifverbänden kombiniert wird. Auch der Direktor des Verbandes öffentlicher Verkehr (VöV), Ueli Stückelberger, beschwichtigt. GA-Aufschläge von 10 Prozent auf einmal würden auch ihn erschrecken. Dies seien aber nur Ideen. «Wenn die Leute nicht auch das Verbotene denken dürfen, gibt es am Ende keine guten Lösungen.»

### Massiver Ausbau des Angebots

Dass überhaupt über solche GA-Aufschläge laut nachgedacht wird, ist die Folge einer Angebotsoffensive im öffentlichen Verkehr. Gerade in den letzten Tagen hat sich die Verkehrskommission des Nationalrats mit einem schrittweisen Ausbau des Schienennetzes bis 2035 befasst. Es geht dabei um Investitionen in Höhe von 11,9 Milliarden Franken. Die zwanzig regionalen sowie überregionale Tarifverbände, wie Libero, der Zürcher Verkehrsverbund (ZVV) oder Ostwind in der Ostschweiz, haben ihr Angebot in den letzten Jahren ausgebaut. «Das alles kostet etwas», sagt CVP-Nationalrat Martin Candinas, Präsident der ÖV-Lobbyorganisation Litra. Aufschläge sollten jedoch mit Augenmass festgelegt werden.



Die Regionalverbände machen Druck.

Das Problem ist, dass die überregionalen Tarifverbände ihre Abos wegen der Angebotserweiterungen sukzessive verteuern mussten. Dadurch sind die teuersten Abos einzelner Verbundpartner dem GA-Tarif immer nähergekommen. So kostet das teuerste Jahresabo von Ostwind zum Beispiel für die 2. Klasse 3078 Franken, beim Tarifverbund Libero beträgt der Preis für das teuerste Abo 2898 Franken. «Die Differenz zwischen dem teuersten nationalen Abo und demjenigen der Verbundpartner sollte jedoch nicht allzu gering sein – weil sonst alle auf das GA wechseln», betont Stückelberger. Die Regionalverbände befürchten, dass sie gegenüber dem GA schon bald ins Hintertreffen geraten.

Deshalb drängen sie auf eine massive Verteuerung des GA. «Wenn heute ein Transportunternehmen Gewinn macht, geht das häufig auf Kosten eines anderen Transportunternehmens», sagt Werner Thurnheer, der Geschäftsführer des Tarifverbundes Ostwind. Die Lösung sei ein einheitliches Tarifsysteem, alle Einnahmen würden dann in einen Topf fliessen, und danach werde mit allen abgerechnet. Es bringe nämlich nicht sehr viel, wenn man sich gegenseitig die Kunden abspenstig mache. Wettbewerb hat im ÖV offensichtlich einen schweren Stand.

Hubert Mooser

---

# Der Verbündete

---

Jürgen Klopp könnte mit dem FC Liverpool die Champions League gewinnen. Er ist der Typus des Motivationstrainers, der Spieler wie Publikum in neue Sphären katapultiert.  
Von Thomas Renggli



**Demut vor Resultat:** Ausnahmeheld Klopp.

Vieles ist im überhitzten und überbezahlten Fussballgeschäft austauschbar geworden: Immer mehr Geld fließt im System, aber oft stehen die gleichen Klubs und fast immer dieselben Spieler im Fokus. Die WM findet bald mit 48 Mannschaften statt – und die konstante Berieselung durch die internationalen Klubwettbewerbe wirkt selbst bei den grössten Fans wie ein Lustkiller. Doch vergangene Woche war alles anders.

Der Liverpool FC befreite sich an der heimischen Anfield Road gegen den FC Barcelona und dessen Überfussballer Lionel Messi aus einer vermeintlich unlösbaren Situation. Nach dem 0:3 im Hinspiel stürmten die Reds mit einem 4:0 ins Endspiel. «Ein Comeback für die Ewigkeit» oder «Das Wunder von Anfield» hiess es tags darauf in den Medien. Es

war ein Fussballabend, der sich am River Mersey in die Herzen der Fans einbrannte wie einst «Hey Jude» von den Beatles.

Im Zentrum der Begeisterung steht der Trainer – Jürgen Klopp. 51 Jahre alt, Viertagebart, Hornbrille, grauer Trainingsanzug – und auf-

---

**«Es ging nicht um Taktik oder Philosophie, sondern um Herz, Seele und um Empathie.»**

---

grund seiner (deutschen) Herkunft nicht eben dafür prädestiniert, die englischen Herzen im Sturm zu erobern. Doch bei Klopp ist alles anders. Der gebürtige Stuttgarter verschiebt geografische, nationale und ideologische Grenzen. Und er bringt selbst seriöse Medien zum

Schwärmen. Die Londoner *Times* kommentierte: «Klopp lässt Liverpool glauben, sie können das Unmögliche schaffen.» Der *Guardian* analysierte: «Die Anerkennung muss an die Adresse so vieler Leute hinter den Kulissen gehen, aber insbesondere an den Manager. Unter Klopp dreht sich beim FC Liverpool wieder alles um die Fans, die Fussballer und vor allem um den Fussball.» Aus Frankreich lieferte *L'Équipe* einen metaphysischen Erklärungsansatz: «Wieder einmal wusste Klopp, wie er seine Spieler dazu bringt, Grenzen zu überschreiten.» Und in Italien stellte die *Gazzetta dello Sport* kurz und bündig fest: «Klopp ist ein Genie.»

## Komplette Identifikation

Auch von seinen Branchenkollegen erhält Klopp die grössten Ehrerweisungen. José



Mourinho, sonst eher für seine Egozentrik als für seine Demut den Mitmenschen gegenüber bekannt, sagte in britischen Medien: «Dieses Comeback hat einen Namen – Jürgen. Es ging nicht um Taktik oder Philosophie, sondern um Herz, Seele und um Empathie, die er mit dieser Gruppe von Spielern geschaffen hat. Das ist ein Spiegel seiner Persönlichkeit.» Mourinho weiter: «Jürgen gibt nie auf, hat Kampfgeist, jeder Spieler gibt alles. Wenn ihm ein Spieler fehlt, beklagt er sich nicht. Obwohl er fünfzig oder sechzig Spiele pro Saison macht, heult er nicht rum wie Trainer aus anderen Ligen. Heute war alles das Resultat von Jürgens Mentalität.»

Der deutsche Trainer Peter Knäbel, derzeit als Technischer Direktor beim Nachwuchs von Schalke 04 engagiert, verfolgt die Karriere von Klopp schon lange. Als Champions-League-Experte des Schweizer Fernsehens war er vergangene Woche nahe am Ball. Zum Auftritt von Liverpool sagt er: «Die Mannschaft spielt so, wie Jürgen ist: ehrgeizig, fordernd, offensiv, optimistisch. Jürgen strahlt Klasse und Gelassenheit aus. Das überzeugt seine Spieler.» Klopp mache durch seine Art die Spieler besser, und er präge das Umfeld: «Jürgen Klopp kann einen Klub verändern.»

Einen Schlüssel für die wundersame Rückkehr gegen Barcelona sieht Knäbel in Klopps Reaktion nach dem Hinspiel: «Als er selbst nach dem 0:3 sagte: «Ich bin stolz auf meine Jungs», vermittelte er den Spielern jenes Vertrauen und jene Sicherheit, die am Ursprung der grossen Wende standen.» Diese Reaktion spiegle eine der grössten Stärken von Klopp: die Kommunikation – oft mit viel Humor verbunden. Knäbel sagt darüber: «Das kommt bei den Engländern an.» Trotzdem bringe Klopp auch die sprichwörtlichen deutschen Tugenden mit: «Er ist immer top vorbereitet. Dass er von Anfang an in Liverpool hervorragend Englisch sprach, ist auf seine stets minutiöse Planung zurückzuführen.»

Der deutsche Journalist Roland Zorn, langjähriger Fussball-Chef der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, kennt Klopp aus dessen Zeit in Mainz und Dortmund. Zorn ist vor allem von der unerschütterlich positiven Haltung des Trainers beeindruckt: «Klopp lebt vom Optimismus. Und diesen überträgt er auf die Mitmenschen. Seine Spieler nehmen auf, was Klopp in sich tief verankert hat.» Klopps guter Draht zu den Spielern hat für Zorn einen naheliegenden Grund: «Klopp hat etwas Jugendliches bewahrt. Wenn jemand diese Eigenschaft in sich trägt, macht ihn dies für die Spieler nahbarer.» Zorn denkt, dass die Spieler Klopp weniger als Vorgesetzten, denn als Verbündeten, mit dem man spezielle

Momente erleben kann, wahrnehmen: «So gelingt es ihm, das letzte Prozent aus seinen Mannschaften herauszuholen.»

Der *Daily Mirror* wagte nach dem Coup gegen Barcelona einen historischen Vergleich: «Jürgen Klopp sieht wie Liverpools neuer Bill Shankly aus. Klopp teilt viele Werte Shanklys, und mit dem Sieg über Barcelona



Alles anders: Liverpool FC gegen FC Barcelona, 7. Mai.

machte er die Menschen sehr glücklich.» Damit ist eine Wahrnehmungsstufe erreicht, die schon fast einem Adelstitel nahekommmt. Der Schotte Shankly prägte den FC Liverpool in den 1960er und 1970er Jahren wie kein anderer Trainer vor oder nach ihm. An der Anfield Road ist ihm vor der legendären Tribüne Kop ein Denkmal gewidmet. Shankly ging auch mit seinen Zitaten in die Geschichte ein. Er sagte: «Es gibt Leute, die denken, Fussball sei eine Frage von Leben und Tod. Ich mag diese Einstellung nicht. Ich kann Ihnen versichern, dass es noch sehr viel ernster ist.»

### Mit dem Vergleich mit Shankly ist schon fast ein Adelstitel erreicht.

Wie Shankly ist Jürgen Klopp ein grosser Kommunikator. Als er bei Liverpool 2015 vorgestellt wurde, bezeichnete er sich als «The Normal One» – um sich etwa von José Mourinho («The Special One») abzugrenzen. Diese Gabe schlägt sich auch in seinen taktischen Ansprachen nieder. Vor dem Rückspiel gegen Barcelona verschrieb er seinem Team die Strategie der kleinen Schritte: «Wir wollen das Spiel gewinnen. Es gibt Hoffnung, und es ist Fussball.» Gleichzeitig nahm er mit einem klugen Satz den Druck von seinen Spielern: «Wenn es nicht zum Weiterkommen reicht, wollen wir mindestens auf die schönste Weise scheitern.» Mit solchen Aussagen schafft es Klopp immer wieder, eine ganz spezielle Atmosphäre in der Kabine zu erzeugen. Der Schweizer Rekordtorschütze Alex Frei kennt Klopp aus seiner Zeit bei Borussia Dortmund.

Er erinnert sich exakt an diese Fähigkeit: «Ich werde die Stimmung nie vergessen, als Jürgen Klopp zum ersten Mal die Kabine beim BVB betrat. Sofort, von der ersten Sekunde an, versuchte er, allen seine Leidenschaft mitzugeben. Er machte von Anfang an jedem klar, dass er komplette Identifikation mit dem Verein, die absolute Hingabe für den Fussball und die totale Leidenschaft für den Job fordert.» Klopp könne wohl nie einen Verein übernehmen, den er nicht gern habe, so die Einschätzung von Frei.

### Datum der Bewährung

Der frühere Schweizer Nationaltrainer Rolf Fringer beobachtet Jürgen Klopp seit Jahren in seiner Rolle als Berufskollege und TV-Experte. Er stellt beim Deutschen «menschlich überragende Qualitäten fest». Klopp wirke wie ein Kollege von nebenan – authentisch, positiv: «Seine Sozialkompetenz, Empathie und Kommunikationsbegabung machen ihn zu einem besonderen Trainer.» Ob sich Klopp mit einem anderen Trainer vergleichen lasse? Fringer zögert lange. Dann sagt er: «Christian Gross besass ebenfalls die Begabung, mit Überzeugungskraft und Motivationstricks seine Mannschaften aus der Reserve zu locken.» Einen wichtigen Unterschied sieht Fringer aber: «Klopp macht es mit Witz. Bei Gross war immer etwas Verbissenheit dahinter.»

Doch auch Jürgen Klopp ist nicht König Midas, der alles zu Gold werden lässt. Journalist Roland Zorn stellt in schwierigen Phasen eine «Neigung zum Choleriker» fest. Und auch die rein sportliche Bilanz weist nicht nur Triumphe (wie die zwei Meistertitel und den Cup-Sieg mit Dortmund) aus. Seine letzten sechs Endspiele gingen allesamt verloren. So wird Samstag, 1. Juni, für Jürgen Klopp auch ein Datum der persönlichen Bewährung. Dann trifft er mit Liverpool im Champions-League-Final in Madrid auf Tottenham Hotspur. Im Gegensatz zum Halbfinal-Rückspiel tritt er dann mit seiner Mannschaft als Favorit auf den Platz. Die Balance zwischen Risiko und Vorsicht dürfte in diesem Spiel von entscheidender Bedeutung sein. Doch Jürgen Klopp wäre nicht Jürgen Klopp, würde er in diesem innerenglischen Duell nicht einen speziellen Lösungsansatz finden und seine Mannschaft an die Grundwerte des Fussballs erinnern. Peter Knäbel sagt dazu: «Klopp hat das, was die Engländer lieben: das Kämpfer-Gen und die *sportsmanship*. Die Demut kommt bei ihm vor dem Resultat. Und gekämpft wird bis zur letzten Sekunde.» Oder wie es die Fans in Liverpool vor jedem Spiel mit tiefster Inbrunst singen: «You'll never walk alone!» ○



Lateinische Sentenzen: Baudet.



Appell an die Fairness: Farage.



Saft und Kraft: Matteo Salvini am 5. Mai in Rom.

## Stimmen ihrer Völker

Der eine ist Regierungschef, andere sind Minister, viele sind in der Opposition – nirgendwo in Europa sind sie aufzuhalten: nationalkonservative Politiker, von ihren Gegnern hilflos als Populisten bezeichnet. Warum sind sie so erfolgreich? Weil sie authentisch sind, jeder auf seine eigene Art. *Von Wolfgang Koydl*

Was ist der Unterschied zwischen Spaniens Premier Pedro Sánchez, dem österreichischen Bundeskanzler Sebastian Kurz, dem Regierungschef der Niederlande, Mark Rutte, und dem französischen Präsidenten Emmanuel Macron? Streng genommen keiner: Sie sind Männer im besten Alter, sportlich-schlank, mit einer Vorliebe für enggeschnittene Anzüge und mit ähnlichen Lebensläufen und Ausbildungsgängen. Selbst der Umstand, dass sie verschiedener politischer Couleur sind, unterscheidet sie nicht wirklich: sozialistisch, bürgerlich, liberal – sie alle sind zu einem einheitlichen Mainstream zusammengefließen.

Dies ist eine Erklärung für den Überdruß der europäischen Wähler an den etablierten Parteien und für den unaufhaltsamen Aufstieg nationalkonservativer Kräfte – überall auf dem Kontinent, von der spanischen Vox bis zu den Wahren Finnen, von der englischen

Brexit Party bis zur italienischen Lega. Die Vertreter der etablierten Parteien sind bis zur Unkenntlichkeit ununterscheidbar geworden – im äusseren wie im politischen Erscheinungsbild.

Deshalb ist ein weiterer Grund für die Popularität der sogenannten Populisten das Erscheinungsbild ihrer Protagonisten. Sie könnten unterschiedlicher nicht sein, von ihrem Alter und ihrem Auftreten her, von ihrer Berufs- und Lebenserfahrung her. Gemeinsam ist ihnen, dass sie von den Wählern als echt, als unverfälscht, als unverwechselbar und authentisch wahrgenommen werden – aber eben jeder und jede auf ihre eigene, unverwechselbare Weise.

**Thierry Baudet** — Als er seinen Konzertflügel ins neue Abgeordnetenbüro in Den Haag wuchten liess, schien er alle gängigen Vorurteile vom

Bildungsbürger zu bestätigen. Denn der Vorsitzende des Forums für Demokratie (FVD) spielt nicht nur Klavier; er garniert seine Reden auch mit lateinischen Sentenzen. Doch das erste Foto zerstörte diesen Eindruck: Baudet posierte nicht etwa mit den Fingern auf den Tasten. Er räkelte sich lasziv auf dem Instrument. Immerhin war er angezogen. Nackt hatte er sich mal an einem Pool abbilden lassen.

Baudet schockiert gerne, etwa wenn er Politiker als «hirntot» bezeichnet oder abstrakte Kunst, atonale Musik und moderne Architektur als Ausdruck des Selbsthasses definiert, der zum kulturellen und moralischen Niedergang des Abendlandes führe. Das macht Baudet weniger zum sprichwörtlich idealen Schwiegersohn als vielmehr zum draufgängerischen Mann, den jede Frau insgeheim lieber im Bett hätte als den Langweiler auf der Couch.





«Freie Frau»: Le Pen.



Vater des Vaterlandes: Orbán.

Nigel Farage, als Gründer der Ukup-Partei der Vater des Brexits, hat nie in eine Schablone gepasst – ausser in jene, die er für sich selbst ausgestanzt hat. Mit seinen stets einen Tick zu grellen Massanzügen, dem unvermeidlichen Pint Bier in der Hand und der respektlosen Kodderschmauze verkörperte der 55-Jährige die Karikatur eines Engländers, den es in dieser überzeichneten Form nie gegeben hat.

Niemand hätte erwartet, dass er damit Erfolg haben würde, aber genau dies ist sein Geheimnis. Der Spross einer wohlhabenden Familie, Absolvent einer teuren Privatschule und vermögende Rohstoffhändler aus der City

### Farage verkörpert die Karikatur eines Engländers, den es in dieser überzeichneten Form nie gab.

vermag sich als Pub-Kumpel darzustellen, als Typ von nebenan am Tresen, der seine Sorgen im Alkohol ersaufen will und feststellt, dass die inzwischen schwimmen gelernt haben.

Damit gelingt Farage ein Trick, mit dem sowohl proletarische Labour-Politiker als auch versnobte Tories in der britischen Klassengesellschaft immer wieder scheiterten: Mit Nigel Farage kann sich jeder über Klassengrenzen hinweg identifizieren.

Dabei ist der Trick ganz einfach: Farage appelliert an ein Grundgefühl, das allen Briten heilig ist – die Fairness. Die EU behandelte Grossbritannien unfair, und nun, nach dem Brexit, behandelt die gesamte politische Klasse in London ihr eigenes Volk unfair, indem sie den Austritt nicht umsetzt. «Erst wollten sie euch euer Land nehmen, jetzt wollen sie euch eure Demokratie nehmen»: Farages Slogans treffen immer das *bullseye*, das Zentrum der Dartscheibe.

Aufmerksame Beobachter haben zudem eine Wandlung bei ihm bemerkt. Verschwunden ist das Grelle, Clownhafte, mit dem er früher kokettierte. Geblieben ist ein ernster, ein besorgter Politiker – der den Mainstream-Parteien auch nach einem Ausscheiden des Landes aus der EU noch ernsthaft Sorgen machen dürfte.

**Viktor Orbán** — Man muss kein Wort Ungarisch können, um Viktor Orbán zu verstehen. Es genügt, seine Körpersprache zu beobachten. Das ist ein Mann, der in sich ruht, der von sich selbst und seiner Mission überzeugt ist. Nichts kann ihn erschüttern, und selbst bei der Backpfeife, die ihm EU-Kommissions-Präsident Jean-Claude Juncker einst scherzhaft verpasst hatte, war er es, der seine Würde bewahrte, der weil der Obereuropäer wie ein Clown dastand.

Doch Orbáns Körpersprache drückt noch etwas anderes aus: Streit- und Kampfluste. Er ist ein Mann, der nicht nur für sich selbst eintritt, sondern auch für seine Freunde und letztlich für seine Nation. Erhellend für seinen Charak-

ter ist seine Aussage, dass er «bei zwei Lösungsansätzen immer den härteren wählen» würde. Einen leichten Weg gibt es für ihn nicht.

Deshalb geben ihm die Ungarn weiterhin Mehrheiten bei Wahlen. Sie sehen ihn als leidhaftigen Pater Patriae, als einen Vater des Vaterlandes, der seine Heimat gegen innere und äussere Feinde verteidigt.

Auf europäischer Ebene versucht Orbán dieses Narrativ weiterzuspinnen, indem er als Verteidiger des christlichen Abendlandes gegen einen islamistischen Ansturm aus dem Südosten auftritt. Dass dieser Ansatz im Westen des Kontinents nicht verfangen würde, war zu erwarten gewesen. Aber das war auch nie Orbáns Absicht. Auch hier hat er seine eigene Bevölkerung im Blick.

Denn das türkische Joch ist im kollektiven Gedächtnis nach wie vor präsent, ebenso wie die ungarischen Aufstände gegen die Osmanen und anschliessend gegen die österreichischen Habsburger und im 20. Jahrhundert gegen die Russen. Ungarn ist ein kleines, eigenständiges und auch eigenwilliges Land, das seine Unabhängigkeit immer wieder verteidigen musste. Diesmal tritt Brüssel an die Stelle, die einst Konstantinopel, Wien oder Moskau einnahmen. Dieses Sentiment bedient Orbán, der wie die Mehrheit seiner Landsleute ein glühender Patriot ist.

### EU-Skeptiker im Aufschwung

Von einer Übernahme des Europäischen Parlaments, wie sie die Altparteien panisch an die Wand malen, sind Europas rechtskonservative Parteien weit entfernt. Gleichwohl dürften sie bei den Wahlen mit 265 von 751 Sitzen erstmals so stark werden, dass sie das bislang übliche Durchregieren einer grossen Koalition aus Christ- und Sozialdemokraten verhindern können.

In drei Ländern – Frankreich mit dem Rassemblement national, Italien mit der Lega und Grossbritannien mit der Brexit Party – werden EU-Skeptiker gemäss Umfragen die meisten Stimmen erhalten. Rechnet man die Regierungsparteien Polens und Ungarns hinzu, so werden die nationalen Listen von fünf Staaten mit Gegnern eines europäischen Bundesstaates angeführt.

Stark werden wohl auch die Schweden- demokraten, die Wahren Finnen, das niederländische Forum für Demokratie und Österreichs Freiheitliche abschneiden. Auf ein eher enttäuschendes Ergebnis stellt man sich hingegen bei der deutschen AfD ein. Intern warnte Parteichef Alexander Gauland angeblich bereits vor einem lediglich einstelligen Resultat. (ky)

Jung, hip, frech, aber auch klug: So präsentiert sich der 36-jährige Shootingstar der niederländischen Politik, der inzwischen dem zwanzig Jahre älteren Blondschoopf Geert Wilders auf der rechten Seite des politischen Spektrums den Rang abläuft und die Wähler abnimmt. Mit seiner Art kommt Baudet nicht nur bei Frauen, sondern auch bei Männern in einer jüngeren, gutausgebildeten und städtischen Wählerschaft gut an.

Offen anti-islamische oder ausländerfeindliche Tiraden, ein Markenzeichen von Wilders, lehnt der promovierte Jurist und Historiker ab. Er stammt schliesslich selbst aus einer wallonisch-indonesischen Familie. Das hindert ihn freilich nicht, den Untergang der europäischen Zivilisation – «der grössten und schönsten, welche die Welt je gesehen hat» – zu beklagen und zu deren Rettung aufzurufen.

**Nigel Farage** — Die deutsche *Bild*-Zeitung nennt ihn «Brex sack», und auch im Europaparlament, dem er seit zwanzig Jahren angehört, sowie daheim auf den Britischen Inseln geizt man nicht mit beleidigenden Ausdrücken für «Mister Brexit». Aber Nigel Farage steckt sie alle weg, mit seinem derart breiten, dreisten Grinsen, das seine Anhänger ebenso entzückt, wie es seine Gegner empört.

## Abschied von der Europhorie

Von einem Frexit keine Rede: Hervé Juvin, der neue Chefdenker von Marine Le Pen, plädiert für ein «Europa der Nationen» unter französischer Führung. Er hat das radikalökologische Programm des Rassemblement national geschrieben. Von Jürg Altwegg

Am arbeitsfreien Tag vor unserem Treffen hatte Frankreich die Niederlage Deutschlands vom 8. Mai 1945 zelebriert. Hervé Juvin, 62, nahm an einer Gedenkfeier in der Provinz teil: «mit dem Gemeindepräsidenten, den Gendarmen, der Feuerwehr und einer Handvoll Einwohnern. Die Erinnerung an den Weltkrieg verblasst, die EU hat Begriffe wie «Macht», «Konflikte», «Krieg» von unserem Horizont verbannt. Wir verstehen nicht mehr, wie es zum Faschismus und zum Nationalsozialismus kommen konnte. Wer die Geschichte verkennt, setzt sich ihrer Wiederholung aus.» So spricht einer, dem seine Gegner nostalgische Gefühle für das Dritte Reich unterstellen: Hervé Juvin ist der neue Chefdenker des Rassemblement national (RN), er hat das Programm für den Europa-Wahlkampf geschrieben.

Schlaff hängen auch noch am Morgen darauf im verregneten Paris die Fahnen an den Masten. Es ist der 9. Mai, der Geburtstag Europas. Die Beamten streiken, Demonstrationen sind angesagt. Wir sitzen in der Brasserie Wepler an der Place de Clichy. «Die Schwäche der politischen Kräfte in Europa schliesst jegliche ideologische Totalitarismen aus», führt Juvin aus: «Die einzige totalitäre Gefahr sehe ich in der digitalen Diktatur. Wir sind so blind wie in den dreissiger Jahren.»

Wie nur wenige Franzosen hat Juvin die Welt bereist. Mit 24 Jahren gründete der Bretoner seine erste Firma; er machte Geschäfte mit China und Madagaskar. Zusammen mit dem früheren Premierminister Raymond Barre organisierte er in den neunziger Jahren Treffen zwischen Industriellen und Politikern. Der Autodidakt in einem Land, in dem die Karrieren von Diplomaten und Beziehungen bestimmt werden, veröffentlichte ein Dutzend Bücher, mehrere davon in einer vom Historiker Marcel Gauchet betreuten Reihe des Klassikerverlags Gallimard: «Ich glaubte an eine europäische Souveränität und Staatsbürgerschaft.» Seinen Abschied von der «Europhorie» begründet er mit den verratenen Versprechen rund um den Euro: «Er sollte Deutschland an Europa binden. Das Gegenteil ist eingetreten: Es geht allein seinen Weg. Das soziale Niveau

wurde nicht gehoben, sondern abgesenkt. Überall wird der Arbeitsmarkt aufgrund der Konkurrenz durch billige Arbeitskräfte aus den Reihen der Einwanderer unter Druck gesetzt.»

Vor drei Jahren nahm Hervé Juvin an einer Diskussion über den Euro teil. In der ersten Reihe sass Marine Le Pen. Sie tranken einen Kaffee – und ganz offensichtlich hat es zwischen ihnen gefunkt. Im Zuge der «Entdiabolisierung» hatte Le Pen nicht nur den eigenen Vater, sondern mehrere Mitglieder mit neofaschistischer Vergangenheit aus der Partei gedrängt. «Juvin verfügt über erstaunliche wirtschaftliche und geopolitische Kenntnisse und einen seltenen politischen Instinkt», schwärmt die Parteichefin. Im laufenden Wahlkampf stützt sie sich auf sein Buch «France, le moment politique» (2018) ab: «Es ist die Basis für unser Programm.»

### Die Hysterie geht zu Ende

Juvin legt sich mit der Globalisierung an und ist überzeugt, dass die Epoche des Neoliberalismus zu Ende geht. «Das Artensterben und die Klimakatastrophe bedrohen uns. Es geht um die Ressourcen und die Vielfalt der menschlichen Gesellschaften.» Juvin plädiert

### Den Verfassungspatriotismus von Jürgen Habermas bezeichnet er als «intellektuelle Gaunerei».

für eine radikale ökologische Ausrichtung des Steuersystems. Kerosin will er wie Benzin belasten und die Containerschiffe zur Kasse bitten. «Mit seiner Relokalisierung amerikanischer Unternehmen hat Donald Trump mehr für die Umwelt bewirkt als die politischen Schönredner der Klimakonferenzen.» Dem «Nomadentum» der Einwanderung und des Massentourismus hält Juvin die Notwendigkeit einer neuen Verwurzelung entgegen: «Die Probleme sind global, lösen müssen wir sie im lokalen Bereich», zitiert er Peter Sloterdijk. Und setzt zu einem grünen Plädoyer für die Grenzen an: «Auch Ökosysteme müssen geschützt werden.»

Ob er mit diesem Programm in der richtigen Partei sei? «Die Frage hat sich nicht gestellt.» Frühere Geschäftspartner wollen nichts mehr mit ihm zu tun haben, mit Marcel Gauchet hat



«Wir sind allein»: Autor Juvin.

er nicht über seinen Sündenfall gesprochen. «Es ist heute nicht mehr möglich, vom Rassemblement national zu sagen, es agiere ausserhalb des demokratischen Spektrums. Der jüdische Zentralrat hat erklärt, dass man ihm bezüglich Antisemitismus keine Vorwürfe machen könne. Das RN hat eine überaus heilsame Funktion und kanalisiert die Wut der Bürger. Es ist demokratischer als jene, welche die Debatte auf eine einzige Partei beschränken wollen.» Mitglied ist Hervé Juvin nicht geworden.

Deutschland, sagt er, denke und fühle in den Dimensionen des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation. Die EU sieht er als Neuaufgabe dieses «Multikulturellen». Es hat es Deutschland ermöglicht, seine Vergangenheit hinter sich zu lassen: «An die deutsch-französische Freundschaft glauben nur die Franzosen. Für Deutschland ist sie ein Feigenblatt, mit dem es seine Allmacht in Europa kaschiert.» Alle Vorschläge von Macron – Budget, Sicherheit – habe Merkel abgeschmettert. Mit den «entsandten Arbeitskräften» wurde die führende Stellung der französischen Landwirtschaft und Nahrungsmittelindustrie ruiniert. Mit den Flüchtlingen habe Deutschland sein schlechtes Gewissen beruhigt und seine demografischen Defizite auszugleichen versucht. Den Verfassungspatriotismus des Philosophen Jürgen Habermas bezeichnet Juvin als «intellektuelle Gaunerei»: «Weil Deutschland das Schlimmste erlebt hat, sei es berufen, die anderen Länder davor zu bewahren.»

«Wenn sich Grossbritannien von Europa abwendet und Deutschland seine Übermacht ausspielt, ist es für Frankreich nie gut ausgegangen.» Die EU als «Negation der Nation»



sei darauf angelegt, den «fragil gewordenen» Nationalstaat Frankreich zu zersetzen. «Wir sind allein, Macron hat uns isoliert.» Für Juvin ist es Frankreichs Bestimmung, in Europa die Führung zu übernehmen. Es hat in der Welt seine historischen Spuren hinterlassen: in Afrika, in Nordamerika und Kanada, in Brasilien. In kleinerem Masse gelte das nur noch für Spanien und die Niederlande. Frankreich verfügt über eine Armee, die Auslandseinsätze durchführen kann, und die Atombombe: «Es ist das letzte europäische Land mit einer weltweiten Dimension.»

«Es gibt keine nationalistischen Aggressionen mehr zwischen den europäischen Ländern.» In ihrer Allianz behalten sie die Kontrolle über die Grenzen und Gesetze. In die gemeinsame Zuständigkeit fallen die Handelsverträge und die Sicherheit. Juvin will auch einen Pakt, der es den Mitgliedern verbietet, auf Kosten der anderen Sozial- und Steuerdumping zu betreiben. Sie sollen frei sein, sich zu Kooperationen nach dem Vorbild von Airbus, Ariane oder dem Austauschprogramm «Erasmus» zusammenzuschliessen. Dieses «Europa der Nationen» soll als Grossmacht zwischen China und den Vereinigten Staaten bestehen können. Dazu gehört der Euro.

Der Wahlkampf ruft, Hervé Juvin muss zum nächsten Meeting. Am Tag danach tritt er im Fernsehen auf und bedauert, dass die Kampagne auf ein Duell zwischen Macron und Marine Le Pen reduziert wird – von dem beide profitieren: «Frankreich wird um eine grundsätzliche Debatte gebracht.»

Ob er am 10. Mai vor bald vierzig Jahren François Mitterrand wählte, will er nicht mehr so genau wissen. Auch für dessen Premierminister Pierre Bérégovoy hat Juvin gearbeitet. Bestens ist ihm indes die Freude der Bevölkerung in Erinnerung geblieben: «Junge und Alte tanzten auf den Strassen. Es war das letzte Mal in der Geschichte Frankreichs, dass Millionen von Franzosen an die Politik glaubten. Mitterrand hat mit dem Verrat an seinen Idealen die politische Hoffnung zerstört.»

Bei seinen Meetings hat Hervé Juvin den Eindruck, diese Hoffnung wieder spüren zu können. «Mitterrand hatte den Front national gross gemacht, um die Rechte zu sterilisieren. Diese Hysterie geht langsam zu Ende.» Den Sitz im Europaparlament hat er mit Listenplatz fünf auf sicher. Er freut sich auf die Sessionen. Der Schweiz wünscht Juvin einen Sieg über das neue Waffengesetz: «Sie soll ein Beispiel bleiben für das, was die EU zerstört. Im Europa der Nationen wird sie eine wichtige Rolle spielen, genauso wie Norwegen und Grossbritannien.»

Man empfindet ihn als authentisch, gerade, weil er kein Intellektueller ist und auch nie so tut, als ob er einer sei. Er liebt Fussball, und seine Reisen als Jugendlicher im Fan-Bus haben ihn mit einem Schatz versorgt, der ihm noch heute nützt: Nur wenige Spitzenpolitiker im Land kennen so viele ungarische Volkslieder – und singen sie auch aus voller Kehle.

**Marine Le Pen** — Es ist schon erstaunlich, wie gut eine Frau, deren eigene Familienverhältnisse zerrütteter und chaotischer nicht hätten sein können, die perfekte Hausfrau und Mutter verkörpern kann. Marine Le Pen und ihre beiden älteren Schwestern wuchsen in einer eigenen Wohnung mit einer Nanny auf, weil die Eltern keine Zeit für sie hatten. Die Mutter verliess ihren Ehemann Knall auf Fall – ohne ihren Töchtern auch nur ein Wort zu sagen. Und schlussendlich verübte die selbst zweimal geschiedene Marine an ihrem Vater Jean-Marie quasi einen politischen Mord, weil er ihren Ambitionen im Wege stand.

Doch davon merkt man nichts, wenn die 51-Jährige vor einer grossen Menschenmenge oder im Fernsehen spricht. Dezent geschminkt, elegant, aber unauffällig gekleidet wirkt sie wie eine Nachbarin, mit der man beim Einkaufen plaudert oder gemeinsam zum Elternabend in die Schule fährt.

«Ich bin eine freie Frau, eine Mutter, eine Französin», sagt Marine Le Pen über sich selbst – und in dieser Bescheidenheit schwingt schon wieder eine gewisse Grandeur mit, ohne die man es als Politiker in Frankreich nicht weit bringen würde. Nicht von ungefähr hat man sie mehr als einmal auch als neue Jeanne d'Arc gefeiert, die Frankreich aus dem Elend herausführen kann.

Hausfrau oder heilige Johanna – zwischen diesen beiden Polen bewegt sich Frankreichs bekannteste und am längsten aktive Politikerin. Schon als Kind wurde sie von ihrem Vater auf Partei- und Wahlveranstaltungen mitgenommen. Vor acht Jahren folgte sie ihm, dem Ex-Fallschirmjäger, in den Vorsitz des Front national. Seitdem bestimmt sie den Kurs der Partei – und auch deren Namen. Nach ihrer Niederlage bei den Präsidentschaftswahlen vor zwei Jahren taufte sie sie in das weniger martialische Rassemblement national um – nationale Versammlung.

Weiblicher, weicher soll die Bewegung werden, weniger schrill und laut. Man soll merken, dass eine Frau an der Spitze steht, und bisher hat sich die Überlegung ausgezahlt. Aus dem früheren Männerbund ist eine Familienpartei geworden.

**Matteo Salvini** — Italiener, so heisst es, lieben Emotionen. Wer keine Gefühle zeigt, der hat entweder etwas zu verbergen, oder er ist schlicht ein Narr.

So gesehen ist Matteo Salvini ein Italiener nach italienischem Geschmack. Der 46-Jährige liebt Gefühle, er zeigt Gefühle, und er teilt sie jedem ungefragt mit, ob der sie nun wissen will oder nicht: vorwiegend auf Instagram und Facebook, verbreitet von seiner Social-Media-Truppe, die sich selbst «la Bestia» nennt.

Nicht von ungefähr nennt man den Innenminister und Lega-Chef scherzhaft «Selfini». Aber in den Schnappschüssen steckt immer eine politische Botschaft: *primo gli italiani* – die Italiener zuerst: Salvini isst italienische Pasta, Salvini beisst in ein italienisches Nutella-Brot, Salvini trinkt italienisches Bier.

Sein Koalitionspartner, Luigi Di Maio von den Cinque Stelle, mag ein verkopfter Intellektueller sein, sein Regierungschef Giuseppe Conte ein trockener Akademiker. Aber er, Salvini, ist ein echter Kerl voller Saft und Kraft: hemdsärmelig und krawattenlos, leutselig, fröhlich, kumpelhaft, ein kleiner Aufschneider vielleicht und manchmal auch ein Rüpel. Aber, hey, was soll's. Mit dem Typen kann man Pferde stehlen. Ausserdem raucht er, *mamma mia!*

Salvini löst bei seinen Landsleuten Emotionen aus wie zuletzt Silvio Berlusconi. Und ähnlich wie dem ehemaligen Cavaliere sieht man auch ihm Fehltritte nach, für die andere Politiker abgestraft würden.

Dass er in der Migrationspolitik Erfolge erzielt, rechnen ihm viele hoch an. Durch die Kooperation mit der libyschen Küstenwache und der Androhung, Neuankömmlinge abzuweisen, sank die Zahl der Neuankömmlinge übers Mittelmeer von 119 000 (2017) auf

---

**Wer keine Gefühle zeigt, der hat entweder etwas zu verbergen, oder er ist schlicht ein Narr.**

---

29 000 (2018). Im laufenden Jahr erreichten gemäss Innenministerium in Rom lediglich gut 800 MigrantInnen Italiens Küste.

Und wenn er in den Swimmingpool eines Mafiabosses springt, dessen Anwesen beschlagnahmt wurde, oder am Steuer eines Baggers in eine illegale Roma-Siedlung rollt, dann fliegen ihm ohnehin die Herzen seiner Landsleute zu.

Italienern ist es wichtig, eine gute Figur zu machen – *fare bella figura*. Salvini geht weiter: Er gibt die richtige Figur ab, zu jeder Tageszeit und an jedem Ort. «Il Capitano» nennt er sich selbst am liebsten, ein Kapitän, der das Schiff sicher in den Hafen steuert. So sehen ihn auch seine Landsleute.

Sie wissen aber auch, dass Francesco Schettino auf der «Costa Concordia» ebenfalls *capitano* war. Triumph und Scheitern liegen nahe beieinander. ○

# Moses, Jesus, Gott und Trump

US-Präsident Donald Trump betrüge beim Golfspiel, besagt der neuste Trump-Skandal, der die USA wieder mal aufwühlt. Es dürfte ein Rohrkrepierer sein. Seine Golf-Mogeleien könnten Trump die Wiederwahl sichern. Von Kurt W. Zimmermann

Moses, Jesus und Gottvater spielen zusammen Golf. Sie stehen vor einem Teich, über den sie spielen müssen. Als Erster haut Moses drauf. Der Ball fliegt in den Teich. Mirakulös teilt sich nun das Wasser, Moses geht zum Ball und schlägt ihn nahe ans Loch. Als Zweiter haut Jesus drauf. Der Ball fliegt in den Teich. Mirakulös geht Jesus nun übers Wasser und schlägt den Ball nahe ans Loch. Als Dritter haut Gottvater drauf. Der Ball fliegt in den Teich. Mirakulös schnappt nun ein Fisch den Ball, dann stürzt sich ein Reiher auf den Fisch, fliegt mit ihm davon, der Fisch lässt den Ball fallen, und er rollt direkt ins Loch.

Moses sagt zu Jesus: «Ich hasse es, mit deinem Vater Golf zu spielen. Dauernd versucht er, zu betrügen.»

Wie wir sehen, wird in den üblichen Golfwitzzen auch in himmlischen Sphären mächtig gemogelt. Hienieden ist es nicht viel anders.

Und damit wären wir beim mächtigsten Mann hienieden, bei Donald Trump. Auch er soll – genauso wie Moses, Jesus und Gottvater – beim Golfspiel schummeln.

## Betrügt er auch beim Drei-Minuten-Ei?

Das zumindest sagt ein neues Buch über den US-Präsidenten. Es heisst «Commander in Cheat», zu übersetzen als «Oberbefehlshaber des Betrugs». Der frühere Sportjournalist Rick Reilly, ein dezidierter Trump-Gegner, weist auf 256 Seiten nach, dass sein Präsident auf den Fairways und Greens gegen das moralische Gebot der Ehrlichkeit verstosse. Natürlich kletterte der neuste Skandalband in den Trump-obsessiven USA sofort die Bestsellerliste hoch.

Trump ist der beste Golfspieler, der je im Weissen Haus residierte. Er hat Handicap 3, ist also nur drei Schläge vom traumhaften Handicap 0 entfernt, jener Marke, die für Profi-Golfer gilt. Viele US-Präsidenten waren glänzende Golfer, wenngleich eine Kategorie schlechter als Trump. Barack Obama beispielsweise spielte ein Handicap von 13, George W. Bush ein solches von 11, und Bill Clinton hatte Handicap 10. Normale Alltagsgolfer hingegen eiern in der Gegend von Handicap 25 herum.

Es konnte also nicht lange dauern, bis Trump, der Dauerschurke der Medien, auch auf dem Golfplatz als Betrüger entzaubert werden sollte, genauso, wie er seine Frau betrügt, bei den Steuern betrügt, im Wahlkampf betrügt, die Chinesen betrügt und vermutlich beim Drei-Minuten-Ei betrügt.



*Einer wie du und ich:* Präsident Trump.

Nur, diesmal ging der Schuss vermutlich nach hinten los. Dass Trump auf dem Golfplatz gelegentlich mogele, machte ihn bei den anderen Golfspielern erst recht sympathisch. Denn Golfspieler mogeln alle.

Bei einer Umfrage unter Golf spielenden Managern sagten 82 Prozent, dass sie mitunter auf dem Platz ein bisschen bescheissen. Noch

aufschlussreicher war eine andere Studie bei Alltagsgolfern, in der 90 Prozent vermuteten, dass ihre Mitspieler mitunter schummeln würden. Was man von anderen denkt, das tut man logischerweise selbst.

So ist es denn auch. Fast alle tun es.

Äusserst beliebt unter Golfspielern ist etwa der Trick, einen Ball, der irgendwo im Abseits



gelandet ist, mit der Fusspitze in eine bessere Lage zurückzukicken. «Leather Wegde», Leder-Schläger, nennt man diese adaptierte Fussballtechnik.

Oft auch finden Golfer ihren Ball im Kraut links und rechts der Spielbahn nicht mehr. Populär ist dann die Methode, heimlich einen Ball zu platzieren und dazu «Ich habe ihn gefunden!» zu krähen. Manche Golfer schneiden gar ein Loch in die Hosentasche, um den getürkten Ball unbemerkt fallen zu lassen.

#### «Vermutlich waren es die Wellen»

Und natürlich wird beim Zählen betrogen, dass es eine wahre Freude ist. Ein schlechtgetroffener Ball, der nur wenige Meter davonhoppelt, wird in der Endabrechnung ebenso grosszügig vergessen wie ein Schlag, der in einem Tümpel landet und dann zu wiederholen ist. Die bewährte Golfregel geht so: Du brauchst sechs Schläge, du sagst den andern, du habest fünf gebraucht, und du schreibst vier auf die Karte. 80 bis 90 Prozent der Golfer mogeln, wenn sich die Gelegenheit ergibt.

Golfkamerad Donald Trump ist damit Mainstream. Er verhält sich auf dem Golfplatz so, wie sich die Mehrheit der Golfer in den USA verhält. Auch er schummelt ein wenig, wenn sich die Gelegenheit ergibt.

Trump, so beschreibt es auch das Buch «Commander in Cheat», ist ein Golfer wie andere auch. So habe er ein paar Bälle so geschickt aus dem hohen Gras gekickt, dass die andern ihn bewundernd «Pelé» nannten. Den gutplatzierten Ball eines Mitspielers habe er zurück in ein Sandhindernis geschmissen. Ein anderer Ball, den er, für alle ersichtlich, in einen See gedroschen hatte, wurde miraculös auf dem Rasen wiedergefunden. «Vermutlich waren es die Wellen», sagte Trump.

Der US-Präsident spielt demnach nicht nach den strikten Regeln. Er nutzt den Spezialfall aus, dass es im Golfsport keine Kontrolle der Regeln gibt.

#### Sportart der Männerkumpanei

Golf unter Hobbyspielern, für Nichtgolfer kurz erklärt, geht so: Drei oder vier Männer stehen auf dem sogenannten Abschlag und hauen ihren Ball alle paar Minuten links und rechts in die Wiese, ins halbhohe Gras oder ins Gehölz. Dann fahren sie mit ihren Golfwagen in unterschiedliche Richtung davon, um ihre Bälle aufzuspielen.

Bei der Ballsuche sind sie meist allein unterwegs. Es gibt keine Schiedsrichter, kein Publikum und meist auch keine Mitspieler, die ihnen dabei zusehen. Es ist also ein Leichtes, einen Ball, der hinter einem Baum liegt, mit dem Schläger oder dem Schuh in eine bessere Lage zu bugsieren.

Golf ist jene Sportart dieser Welt, bei der Betrug am einfachsten und am risikolosesten ist. Und weil Charakterstärke nicht zu den

Stärken der Menschheit gehört, mogelt sie dort, wo das speziell einfach geht: beim Schwarzfahren, beim Blaumachen und beim Spiel auf dem Grün.

Wer auf dem Golfplatz bei einer Mogelei erwischt wird, kann darum auf Nachsicht zählen. Die Mitspieler verschliessen augenzwinkernd die Augen, weil sie selber auch nicht frei von Frevel sind. Trump zum Beispiel trägt immer drei oder vier identische Bälle in seinen Hosentaschen mit. Man kann sich denken, wozu er die braucht.

Nun muss man wissen, dass Golf in den USA eine Sportart der Männerkumpanei ist. Man fährt zu dritt oder viert mit den Golfcarts über den Kurs, in kurzen karierten Hosen und bunten Shirts, mit einer dicken Zigarre und einer grossen Dose Budweiser in der Hand, und erzählt sich Witze von unterhalb der Gürtellinie. Nach einem besonders guten Schlag wird ein «Birdie Juice» fällig, ein Schluck Whiskey aus dem gutgefüllten Flachmann.

Golfrunden sind Partys der weissen Mittelschicht, der Landmaschinenvertreter, der Provinzanwälte, Zahnärzte und Tankstellenbesitzer. Golfplätze in den USA sind das letzte Refugium, wo politische Korrektheit noch nichts verloren hat und sich Männer im Jahr 2019 noch aufführen dürfen, als schriebe man 1959.

In dieser Atmosphäre ist es keine grosse Sünde, den eigenen Ball in eine bessere Lage zu befördern. Es kostet, wenn es entdeckt wird, zur Strafe vielleicht eine Runde Bier. Es war dann die achte Runde von allen.

#### Höchste zivile Ehrung

Die Entrüstung, die Trump entgegenschlägt, ist in diesem Umfeld darum sehr limitiert. Im Gegenteil: Dass der Präsident gelegentlich auch ein bisschen betrügt, macht ihn zum Mann des Volkes. Der Kerl aus dem Oval Office, sagen sie dann an den Klubhaus-Bars, ist einer wie du und ich.

Der Instinktpolitiker Trump realisierte natürlich blitzschnell, wie sehr das golferische Momentum für ihn lief. Letzte Woche hängte er dem Spitzenspieler Tiger Woods die Freiheitsmedaille des Präsidenten um, die höchste zivile Ehrung, die es in den USA gibt. Woods hat eine ähnlich beeindruckende Skandalserie wie der Präsident hinter sich und ist darum der weitaus beliebteste Golfer der USA geworden. Am TV konnte die ganze Nation zusehen, wie sich die beiden Brüder im Geiste prächtig zusammen amüsierten.

In der Golfgemeinde steht Trump damit im strammen Rückenwind. Er ist der Golfkumpel von nebenan. Man sollte die Kraft dieser Volksgruppe mit dem Schläger und der Bierdose in der Hand nicht unterschätzen. 25 Millionen Amerikaner spielen Golf.

25 Millionen können die nächste Präsidentschaftswahl entscheiden. ○



### Inside Washington

## Der andere Trump

**Hart in der Aussen-, sanft in der Innenpolitik: Trump stellt sein neues Budget vor.**

Donald Trump demonstriert auf der Weltbühne unerbittlich seine Macht. Von den widerspenstigen Chinesen bis zu den bockigen iranischen Mullahs: Der Chef bringt sein wirtschaftliches und militärisches Arsenal in Stellung, um seine Gegner zur Räson zu bringen. Aber in der Innenpolitik zeigt #realDonaldTrump sein freundliches Wesen.

Am Montag verschickte der Präsident via Twitter seine Vision eines grossartigen Amerikas, das von den Everglades-Sümpfen in Florida bis zum Mond und darüber hinaus reicht. Trump kündigte an, dass «wir #NASA zur alten Grösse führen und dass wir zurück auf den Mond und dann zum Mars reisen». Er versprach, das Nasa-Budget bis 2020 um 1,6 Milliarden Dollar aufzustocken, «damit wir ins Weltall zurückkehren, und zwar GROSSARTIG!» Mehr noch, Trump erklärte: «Wir müssen in die grossen Seen investieren, um sie für spätere Generationen sauber und schön zu erhalten.» Dafür will er 300 Millionen Dollar einsetzen. Er forderte zudem den Kongress auf, 200 Millionen zu spenden für den natürlichen Wiederaufbau des riesigen Einzugsgebiets der Everglades in Florida.

Weiter liess er 18 Millionen Dollar springen für «unsere TOLLEN #SpecialOlympics Athleten, die unsere Vorbilder sind und uns STOLZ machen». Insgesamt will Trump indes den Gürtel enger schnallen. Sein Budgetentwurf für 2020 von total 4,7 Billionen Dollar sieht Einsparungen quer durch alle Regierungsämter vor.

Trumps ehemaliger Wahlkampfberater, Jeff Ballabon, sagt zur *Weltwoche*, dass der New Yorker gerne seine weiche Seite zeige, aber es fehle ihm in im Kampf mit den Medien leider das passende Personal. Deshalb müsse er die Schlacht selbst führen und «sowohl den guten wie den bösen Cop spielen».

Mit einer momentanen Zustimmung von 56 Prozent für seine Wirtschaftspolitik scheint Trump seine Rolle als väterlicher Sheriff zu geniessen. *Amy Holmes*

«Fairerweise muss man sagen,  
dass die *Weltwoche* viel Geld  
in Recherchearbeiten investiert.  
Das tun nicht alle.»

**Tamara Funicello**  
im Bärnerbär vom 23.04.2019

**Abonnieren  
Sie jetzt:**  
8 Ausgaben nur Fr. 38.–  
Telefon 043 444 57 01  
kundenservice@weltwoche.ch





# Chinas Schandmal

Von Hansrudolf Kamer — Vor dreissig Jahren hat die chinesische Führung unter Deng Xiaoping die Studentenbewegung niedergewalzt. Die Partei sitzt heute fest im Sattel. Das Massaker bleibt ein ungesühnter Frevel.



China und seine perfekte Diktatur stehen in einem Jubiläumsjahr: siebzig Jahre seit der Gründung der Volksrepublik. Hundert Jahre sind es her, seit die 4.-Mai-Bewegung

der Studenten begann, die schliesslich in die Gründung der Kommunistischen Partei mündete. Doch Gedenktage anderer Art gibt es auch: Vor sechzig Jahren floh der Dalai Lama nach Indien, und dreissig Jahre später wurde über Tibet das Kriegsrecht verhängt.

Das heikelste Datum ist indes die Erinnerung an das Tiananmen-Massaker. Dieser Tag ist in der chinesischen Geschichte ein Schandmal, das sich nicht totschiweigen oder ausradieren lässt. In der Nacht auf den 4. Juni 1989 räumten Panzer den Tiananmen-Platz, und die Volksbefreiungsarmee, die bei den Romantikern im Westen im Ruf stand, nie auf die eigene Bevölkerung zu schiessen, tat genau das.

In den Monaten vorher hatten sich Risse in der Parteiführung abgezeichnet über der Frage, wie schnell und wie weit die Wirtschaftsreformen vorangetrieben werden sollten. Es gelang den Reformgegnern in der Parteiführung, Deng Xiaoping davon zu überzeugen, dass der Protest im Herzen Pekings und in andern Städten mit Gewalt niedergeschlagen werden müsse.

Die Parteiführung wurde gesäubert, der eher reformistische Präsident Zhao Ziyang entmachtet. Von Deng ist das lakonische Zitat überliefert: «Zweihundert Tote können China zwanzig Jahre Frieden bringen». Tage vorher hatte er im *Renmin Ribao* geschrieben, dass die Proteste eine geplante Verschwörung zum Sturz der Regierung seien. Das Massaker heisst heute in offizieller Diktion: «Zwischenfall vom 4. Juni».

Die Empörung im Westen war umfangreich, schnell und hart, aber nicht andauernd. China stand im Windschatten der andern geopolitischen Umwälzungen. Die Sowjetunion kollabierte, Osteuropa löste sich aus dem Klammergriff, das östliche Imperium zerfiel in seine Bestandteile, die Mauer in Berlin brach ein, die DDR verschwand in der Bundesrepublik. Doch China «konsolidierte» die Lage. Die Machtstellung der Partei ist heute unangefochten. Und China hat seit

1989 enorm an Reichtum und weltweitem politischem Einfluss zugenommen.

Im Westen glaubte man bald wieder, was man glauben wollte. China müsse, so redete man sich ein, unweigerlich dem Gesetz der Entwicklung gehorchen und sich über kurz oder lang in demokratisch-liberale Richtung verändern, wenn es den Wohlstand für seine Bevölkerung sichern wolle. Vor den Olympischen Spielen 2008 waren alle damit verbundenen Klischees zu hören: Der Sport verbinde die Völker; die westlichen Journalisten würden im Reich der Mitte eine freiheitliche Saat setzen, die später aufgehen werde.

## In der Tradition begründete Kritik

Die Verhaftung Liu Xiaobos setzte dann ein erstes Zeichen. Er hatte bei der Charta 08 mitgewirkt, die bescheidene politische Reformen verlangte. Die «Farbenrevolutionen» in der Ukraine und in Georgien, im Libanon und in Kirgisien, der Arabische Frühling 2011 verstärkten die vorhandenen Neurosen in der Parteiführung über Verschwörungen und Umsturzversuche. Die Repression nahm zu.

Mit seiner Anti-Korruptionskampagne schaltete Xi Jinping Parteirivalen aus, Menschenrechtsaktivisten und NGO-Mitarbeiter wurden eingebuchtet, Rechtsanwälte reihenweise aus dem Verkehr gezogen. Gegen Falun Gong, eine

quasi-buddhistische Sekte, läuft die Unterdrückungskampagne unvermindert weiter.

Dissidenz gibt es trotzdem. Doch die Diktatur hat gelernt, mit ihr selektiv umzugehen. So haben die Organe den Rechtsprofessor an der Tsinghua Universität, Xu Zhangrun, lange gewähren lassen. Xu ist kein Revoluzzer westlichen Zuschnitts, sondern gründet seine Kritik am Regime Xi Jinpings in der chinesischen Tradition.

Er wirft Xi vor, er habe alle vier grundlegenden Prinzipien verraten, auf denen der Aufstieg Chinas beruhe: Privateigentum und Reichtumsakkumulation; Toleranz für bestimmte persönliche Freiheiten; Begrenzung der Amtszeiten politischer Amtsträger, um eine Rückkehr zur Alleinherrschaft wie zu Maos Zeiten zu verhindern.

Seine Forderungen an das Regime sind viele. Unter ihnen sticht eine hervor: Er will, dass das offizielle Verdikt über das Tiananmen-Massaker vom 4. Juni 1989 revidiert wird. Nach seiner Meinung war das kein konterrevolutionärer Aufstand, sondern eine Freiheitsbewegung, wie sie die chinesische Geschichte eben auch kennt. Inzwischen ist Xu kaltgestellt worden.

Während im Westen jede Reformdeklaration des Regimes zum Nennwert genommen wird, tönt es mittlerweile aus China ganz anders. Die Parteiführung sieht sich in der Lage, mit flächendeckender elektronischer Überwachung nicht nur den Gehorsam gegenüber der Partei zu erzwingen, sondern endlich ein historisches Novum zu belegen, nämlich, ein marxistisches Experiment zum Erfolg zu bringen. Es sei nun möglich, den Kommunismus in einer Generation zu verwirklichen. Wäre dann das Ende der Geschichte erreicht?



Dissidenz gibt es trotzdem: Peking, 4. Juni 1989.

# Integration, nicht Selbstaufgabe

Was Flüchtlinge und Europas Integrationsbeauftragte aus 2000 Jahren jüdischer Assimilation lernen können.

Von Christine Brinck



*Glaube an die Macht des Lernens: Thora-Lesung während einer Feier.*

Seit zweitausend Jahren existieren Juden als Minderheit. Sie waren die Ersten, die mit mehreren Identitäten lebten: als Juden und zugleich als Römer, Spanier, Polen, Russen. Ohne Land und Staat war die Kultur ihre Heimat, beginnend mit der Heiligen Schrift und dem Talmud. Im Zuge der Emanzipation kam die weltliche Kultur hinzu: die Künste und Wissenschaften. Die Kinder lernten schon mit vier schreiben und lesen.

Seit Titus 70 n. Chr. Jerusalem niederbrannte und triumphierend mit seinen jüdischen Gefangenen in Rom einzog, siedeln Juden auf der ganzen Welt. Doch gaben sie ihre Kultur und Religion nie auf, obwohl der Preis unerträglich war: Verfolgung, Vertreibung, Vernichtung. Zahllose Völker und Stämme sind seitdem aus der Geschichte verschwunden –

Babylonier und Assyrer, Markomannen und Langobarden. Sie sind in ihrer Umgebung aufgegangen. Die Juden blieben das Volk des Buches und lebten, wo ihnen Handwerk und Landbesitz versperrt waren, als Händler, Lehrer oder Geldverleiher. Sie sprachen die Sprachen ihrer Wirtsvölker, doch untereinander ihre eigenen Mundarten.

## Wunder des Überlebens

«Wieso findet es niemand erstaunlich», fragte der amerikanische Schriftsteller Walker Percy (1916–1990), «dass es in den meisten Weltstädten Juden gibt, aber nicht einen einzigen Hethiter, obwohl sie eine blühende Zivilisation hatten, während die Juden, nicht weit entfernt, ein schwaches und obskures Volk waren? Wenn man einen Juden in New York oder Paris oder Melbourne trifft, ist es er-

staunlich, dass man es nicht erstaunlich findet. Was machen sie hier? Wieso gibt es hier überhaupt Juden, aber keine Hethiter. Zeig mir einen Hethiter in New York.»

Diese Frage wirft ein Licht auf das Wunder des Überlebens der Juden trotz Ausgrenzung

## Was war das Geheimnis des Erfolges? Ehrgeiz, Fleiss und harte Arbeit.

Flucht und Tod. Es regierte die Anpassung, die Integration ohne Selbstaufgabe. Sie haben jahrhundertlang Kultur und Glauben trotz steten Wanderns nicht aufgegeben. Sie haben mit ihrer Liebe zum Lernen, insbesondere nachdem sie im späten 19. Jahrhundert endlich die Bürgerrechte bekamen, sehr




schnell in allen Berufen reüssiert, die ihnen zuvor verschlossen geblieben waren.

Die Väter waren Händler, die Söhne Ärzte, Juristen, Banker, Wissenschaftler, oder sie tauchten ins Theater oder in die Publizistik ein. Das spielte sich in atemberaubender Geschwindigkeit ab. In Zeiten von Modernisierung und Wirtschaftswachstum zählten Talent und Ambition mehr als Herkunft und Glauben. Im Jahre 1910 machten die Juden in Deutschland ein Prozent der Bevölkerung aus, doch stellten sie prozentual sechsmal so viele Ärzte und fünfzehnmal so viele Anwälte und Notare. Die Söhne der Trödler studierten in übermässig hoher Zahl (in Berlin siebzehnmals mehr, als es ihrem Bevölkerungsanteil entsprach), und sie bescherten dem Deutschen Reich ein Drittel seiner dreissig Nobelpreise.

Wie haben sie das geschafft? Rote Teppiche hatte man ihnen nie ausgelegt, staatliche Förderung für Benachteiligte oder Neuankömmlinge gab es nicht. Der Übertritt zum Christentum war kein «Entrée-Billet» in die Gesellschaft, wie Heinrich Heine ernüchtert notierte. Was war das Geheimnis des Erfolges? Ehrgeiz, Fleiss und harte Arbeit.


Stellvertretend mag hier die Geschichte des Hermann Makower (1830–1897) stehen. Sein Vater stammte aus Russland, hatte heimlich Deutsch gelernt und sich nach Posen durchgeschlagen. Dort arbeitete er als Hauslehrer. Für den Sohn Hermann reichte ihm das Provinzgymnasium nicht. «Alle Zivilisation kommt vom Westen. Man muss ihr entgegengehen», war sein Credo, und so schickte er den Neunjährigen ins ferne Berlin aufs Französische Gymnasium.

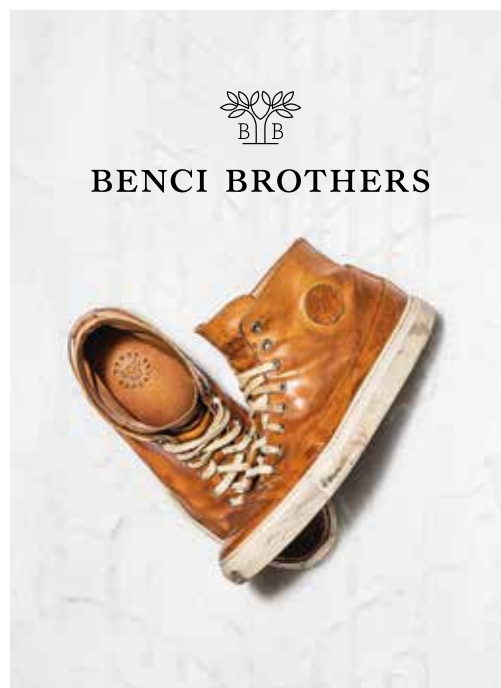
 Der Sohn hatte kaum genug zu essen, konnte sich Hefte und Bücher nicht leisten. In seinen Erinnerungen schreibt Makower: «Die Lehrer drängten und waren böse, dass die Bücher von mir nicht mitgebracht wurden. Ich wollte nicht das Mitleid meiner Mitschüler. Ich erhielt manchen Tadel», notiert er. Der junge Makower machte das beste Abitur an seiner Schule. Und machte als Justizrat in Berlin eine glänzende Karriere. Derlei Biografien sind typisch für das 19. Jahrhundert. Der Glaube an die Macht des Lernens war unter Juden so tief verwurzelt, dass er Unglück und bitterster Armut widerstand. In Deutschland kann man solche Zielstrebigkeit unter den jüdischen Kontingentflüchtlingen aus der Sowjetunion beobachten. Egal, wie arm die Eltern, schickten sie die Kinder aufs Gymnasium, wosie überproportional Begabtenstipendien ergatterten.

### Schreiben als Schlüssel

Woher dieser Ehrgeiz? Sind Flucht und erzwungener Neuanfang Teil der jüdischen DNA? Aus Spanien und England vertrieben, in den Rheinlanden durch Pogrome und Mord dezimiert, wanderten die Juden ost-

wärts nach Polen, wo neue Verfolgungen ihr Schicksal wurden. Und doch haben sie ihre Religion nicht verraten. Sie handelten mit den Christen, lebten unter ihnen. Trotzdem aber schufen sie sich ihre eigenen Netzwerke.

 Im späten 19. Jahrhundert errangen die Juden in Europa zwar Bürgerrechte, die gesellschaftliche Gleichstellung wurde ihnen dennoch verwehrt. So war es auch im Rom nach der Zerstörung des Tempels. «Die Juden revanchierten sich dafür aber auf wirtschaftlicher und vor allem kultureller Ebene», erklären Anna Foa und Giancarlo Lacerenza im Katalog «Jews: An Italian Story – The First Thousand Years», der Einführung zur gleichnamigen Ausstellung in Ferrara. Wie sie das als Aussenseiter schafften? Die Autoren nennen nur ein Wort: «literate», sprachkundig. Die Juden konnten selbst in den nie-




deren Schichten lesen und schreiben. Das war in einer Welt ohne Massenalphabetisierung der Schlüssel zu Unabhängigkeit und Fortkommen.

Bis ins 9. Jahrhundert verliessen sich die Juden des mediterranen Raumes auf lokale Sprachen und Dialekte. Dann setzte sich Hebräisch durch und geriet zum Schmiermittel der Mobilität. Die Sprache erleichterte den italienischen Juden das Überqueren von Grenzen; Hebräisch wurde zum einigenden Band der verstreuten Gemeinden. Der Zwilling dieser Sprache war die Beherrschung der örtlichen Sprachen: Polnisch in Polen, Arabisch in Marokko, Deutsch in Deutschland. Es war Integration, nicht Assimilation. Dass sie untereinander ihre Sprachen nutzten, änderte nichts an ihrem Willen zur Eingliederung, welche vorweg die Fähigkeit voraussetzte, mit christlichen und muslimischen Nachbarn zu kommunizieren.

So konnte George Weidenfeld, ein Flüchtling aus Wien, Verleger und Lord in England werden – und dennoch ein Jude bleiben. So konnte Abraham Sofaer, ein Flüchtling aus Bagdad, juristischen Berater Ronald Reagans und Bundesrichter werden – und ein bekennender Jude bleiben. Wie Claude Lanzmann, Enkel osteuropäischer Einwanderer, der Furore als französischer Literat und Dokumentarfilmer machte.

Moses Mendelssohn beherrschte das Deutsche so gut, dass er Friedrich den Grossen dafür tadelte, dass er Gedichte auf Französisch statt auf Deutsch schrieb. Welche Ironie – ausgerechnet der «geduldete» Jude, der Sohn eines armen Thora-Schreibers, war ein Meister deutscher Prosa, der den Preussen Deutsch beibrachte.

Juden in aller Welt lesen bis heute den gleichen Text zum Pessach-Fest und beten Richtung Jerusalem. Als Hauptstadt Israels zu Zeiten der Hethiter errichtet, ist die «Hochgebauete» über zweitausend Jahre der zentrale Bezugspunkt der Juden geblieben. «Vergesse ich dich, Jerusalem», heisst es in Psalm 137, «so soll mir die rechte Hand verdorren.»

 Selbst der getaufte Jude Benjamin Disraeli, Premier unter Königin Viktoria, bezog sich auf die Bindung an Jerusalem. So schleuderte er einem antisemitischen Gegner im Parlament entgegen: «Während die Ahnen des hochverehrten Gentleman noch brutale Wilde auf einer unbekanntem Insel waren, waren meine Priester im Tempel Salomons.» Die eigene Kultur als Anker zu ehren, erlaubt Integration ohne Identitätsverlust.

Es gelang nicht zuletzt die Integration in ein «fremdes» Land namens Israel, das Juden aus achtzig Ländern zur Nation vereint hat. Einfach war es nicht, Einwanderer aus Berlin, Moskau, Mumbai, Bagdad und Rabat zusammenzuschweissen. Am Anfang stand so wie heute der Ulpan, die Sprachschule, wo die Neuen die gemeinsame Sprache lernen müssen. So bekamen alle die gleichen Startbedingungen.

### Integration und Identität

Zwang sollte sich in diesem Falle als Segen entpuppen; die gemeinsame Sprache war das Tor zu Integration und Aufstieg, auch wenn es nach der Staatsgründung vor allem für die sephardischen Einwanderer nicht gerade gerecht in Israel zuging. Dennoch: Sprache ist Trumpf, flüstert diese Erfolgsgeschichte – und Bildung ein zweitausend Jahre altes jüdisches Rezept. Heute heiraten europäisch- und arabischstämmige Israelis einander, haben die Sepharden die höchsten Positionen etwa im Militär erklommen. Integration und Identität im Doppelpack: Es könnte sich lohnen, wenn die europäischen Integrationsbeauftragten sich das israelische Modell genauer anschauten. ○





*Cremig-zarte Verbindung aus Milch und Schokolade.*





## Ikone der Woche

# Göttliches Wesen

Von Peter Keller

Sie ist die eigentliche Miss Schweiz: weisses Sternchen auf der Stirn, symbolische Erweiterung des schneebedeckten Matterhorns hinter ihr. Die Kuh schaut aufmerksam in die Kamera, als hätte sie einer Anweisung des Fotografen gefolgt, wäre kurz ganz still geworden, zu hören ist nur das leise Klicken der Kamera, dann vielleicht ein Muh. Es ist die Evolèner aus dem Wallis, eine kampflustige Kuh, die sich dennoch umarmen lässt. Es gibt nur noch vierhundert Exemplare von ihr.

Das Muh von einer Kuh ist auch eines der ersten Geräusche der Schweiz, die der Besucher im Shuttle vom Flugzeug zum Terminal am Zürcher Flughafen hört, und wohl kein Tier wird so stark mit der Schweiz in Verbindung gebracht wie die Kuh. Jede Gegend kennt ihre eigene Rasse: die rötlich-weissen Simmentaler und ihr schwarz-weiss gefleckter Gegenpart aus dem Kanton Freiburg. Dann das Rätische Grauvieh, silbrig schimmernd im vollkommenen Licht des Engadins. Nicht die dümmlich violett bemalte Milka-Kuh, sondern das Braunvieh steht für die cremig-zarte Verbindung aus Schweizer Milch und Schokolade. Mal belustigt, mal beeindruckt verfolgte das Ausland die Debatte über die Hornkuh-Initiative und wie ein einzelner Bergbauer es schaffte, gegen die ökonomisierte Enthornung von Nutztieren eine Volksabstimmung herbeizuführen. O ihr seltsam seligen Kuhschweizer.

### Schönheit mit langen Wimpern

Seit etwa 12 000 Jahren lebt die Kuh als Nutztier beim Menschen, manchmal mit dem Menschen, manchmal leben Menschen für die Kühe. In Naturreligionen stellen Kühe Verbindungen zu den Göttern her, im Hinduismus sind sie heilig. Mit Kühen – Rindern – stimmten die Menschen der Antike die Götter gnädig. In mythischen Überlieferungen lässt die eifersüchtige Hera die Enkeltochter des Flussgottes Oceanus, Io, in eine weisse Kuh verzaubern, weil ihr Gatte Zeus sich in sie verliebt hat und sie weg soll. Aber auch als Kuh bleibt Io schön, die Menschen schauen ihr nach, und die Göttin hütet sie weiterhin, ablehnend und eifersüchtig.

Trotz Klobigkeit ist sie elegant, sie muht sanft und beizeiten laut verzweifelt, ihre Augen sind gross und glänzend, mit langen Wimpern. Als Kuh ist Io der schönere Mensch, und dieser Eindruck entsteht auch beim Betrachten des Buches «Die Kuh» von Werner Lampert, gelernter Kirchenrestaurator und einer der ersten Bio-Unternehmer. Es sind

Hochglanzfotos von über hundert Rinderassen, aus allen Kontinenten, in Freiheit fotografiert wie das Ankole aus dem westlichen Uganda, ein feingliedriges Rind mit steil nach oben geschwungenen Hörnern, die es stolz wie einen absurd grossen, weissen Lorbeerkrantz trägt.

Oder das Sacha-Ynaga-Rind, das knietief im sibirischen Schnee steckt, dessen dichtes, helles Fell sogar das Euter schützend bedeckt. Nur seine dunklen Augen umrahmt ein schwarzer Mascara-Streifen, wie ausgedacht von einem überdrehten Make-up-Artisten. Dann das verwilderte Criollo im südlichen Patagonien, einst mit den spanischen Kolonialisten aus Peru gekommen und in ganz Argentinien verbreitet, bis das Rind zunehmend von europäischen Rassen verdrängt wurde. Auf der von Eismassen und unwirtlichen Bergen abgeschirmten Avellaneda-Halbinsel hat das zähe, menschenscheue Criollo überdauert.

### Glamouröse Bilder

Alle Aufnahmen sind begleitet von Beschreibungen der Geschichte und der Lebensumstände, vor allem aber der Poetik der einzelnen Arten, ihrer besonderen Schönheit. Sämtliche Rinder wurden für das Buch fotografiert, bis auf die, die am Tschadsee, Gebiet der Terrorgruppe Boko Haram, leben. Dass es die eingangs erwähnte Walliser Evolèner-Kuh unter all diesen Schönheiten aufs Buchcover schaffte, darf mit dosiert-patriotischer Genugtuung festgestellt werden, zumal der Autor unverdächtig Österreicher ist.

Aus Sicht der Massengesellschaft ist die Kuh schon lange zum immer gleich aussehenden Fleisch-, Milch- und Käsespender verkommen. Sie stirbt millionenfach und oft unter Qualen auf Viehtransporten und in Schlachthäusern; manche machen sich verächtlich über ihr anhaltendes Gefurze lustig. Die vormals heilige Kuh wird zur Klimaschänderin degradiert. Die Kuh kann aber auch, und das zeigt Lampert auf berührenden, fast schon glamourösen Bildern, in Würde und «glücklich» leben (und sterben).

Werner Lampert: Die Kuh. Eine Hommage.  
TeNeues. 480 S., Fr. 75.90



# Angriff auf die Knollennasen

Mit Comics wie «Der bewegte Mann» begeistert Ralf König ein Millionenpublikum. Nun steht der Zeichner und Schwulenaktivist unter Beschuss: Seine Figuren seien diskriminierend. Ein Witz? Leider nein. *Von Rico Bandle*

In Ralf Königs bekanntestem Comic, «Der bewegte Mann», fragt ein heterosexueller Mann einen Schwulen: «Warum bist du als Frau verkleidet?» Dieser antwortet: «Also, das ist eine schwierige Frage... Jetzt könnte ich dir 'n ganzen Vortrag halten... Aber ich fass es mal in einem Satz zusammen... Weil's Spass macht!!!»

Aus dem Spass ist Ernst geworden. Als Frauen verkleidete Männer zu karikieren, sei diskriminierend, findet das Rainbow House, eine Organisation, die sich einsetzt für Lesben, Schwule, Bisexuelle und alle anderen, die sich bei dem stetig wachsenden Kürzel LGBTQI mitgemeint fühlen. Die Organisation kündete an, Ralf Königs acht mal vier Meter grosses Wandbild an der Lollepotstraat in Brüssel zu übermalen, sollte er zwei Figuren darin nicht abändern.

Als erfolgreichster Comic-Künstler des deutschsprachigen Raums war König vor vier Jahren eingeladen worden, in der Comic-Hauptstadt Europas eine Wand zu gestalten. Dies hat in Brüssel Tradition. König entwarf ein fröhlich-schrilles Motiv, auf dem die ganze Bandbreite seiner Figuren abgebildet ist: von der Nonne bis zum Transvestiten; Schwule, Lesben, Heteros; Schwarze und Weisse. Bei der Einweihung im Mai 2015 waren noch alle begeistert, kein einziges negatives Votum war zu vernehmen.

Letztes Jahr allerdings wurde das Bild plötzlich von Sprayern verunstaltet. Über einzelne Figuren waren die Worte «transphobia» (beim Transvestiten) und «racism» (bei der schwarzen Frau) geschmiert worden. Bei den Vandalen handelte es sich nicht um Schwulenfeinde, sondern um LGBTQI-Aktivist:innen. Damals schrieb König auf Facebook: «Ich kapiere die Verbitterung und Humorlosigkeit der politisch allzu Korrekten ja schon eine Weile nicht mehr, vor allem ihre hemmungslose Selbstgerechtigkeit.» Er war sichtlich entrüstet: «Jede Ironie, jede satirische Übertreibung, jeder selbstironische Blick auf die Szene ist gleich ein Angriff auf wen auch immer. Mich schaudert bei dem Gedanken, in so einer Gesellschaft zu leben: verbissen, aggressiv, immer einen Grund suchend, sich selbst und sein Weltbild zum Alleingültigen zu erklären.»

Das Rainbow House, das das Bild in Auftrag gegeben hatte, solidarisiert sich nicht etwa mit dem Künstler, im Gegenteil: Es stellt sich auf die Seite der Vandalen. Kürzlich forderte es

den Comic-Zeichner schriftlich dazu auf, die zwei beanstandeten Figuren nachzubessern und «in einer würdevollen und stolzen Art und Weise» darzustellen. Den Brief kann man durchaus als Drohung verstehen. «Sollten Sie aus persönlichen oder zeitlichen Gründen keine Möglichkeit dazu haben, haben wir keine andere Wahl, als einen anderen Künstler zu bitten, ein Ersatzbild zu entwerfen.»

Natürlich weigert sich Ralf König, sein Bild abzuändern, wie er gegenüber der *Weltwoche* beteuert. «Ich habe den Verantwortlichen geantwortet: «Das ist eure Wand, ihr könnt damit tun, was ihr wollt, aber ich beginne sicher nicht, meine Figuren zu verschönern. Die Vorwürfe negieren alles, wofür ich seit vierzig Jahren stehe.»»

## Zweiter «Fall Gomringer»

Im Brief des Rainbow House ist minutiös ausgeführt, was an Königs Figuren diskriminierend sein soll. Man kann die Erläuterungen als Warnung davor verstehen, was in Sachen politischer Korrektheit noch alles auf uns zukommt. «Die Darstellung der Frau im rosafarbenen Kleid [...] erinnert an gängige Stereotype, die in unserer Gesellschaft nach wie vor verankert sind. Sie unterstützt die fälschliche Vorstellung, dass Transfrauen unglückliche, haarige «Männer in Kleidern» sind, welche zu stark aufgetragenes Make-up tragen.» Und: «Das Problem ist nicht, dass sie dick oder sichtbar transsexuell ist. Sie wird jedoch als einzige traurige Person unter sonst glücklichen und stolzen Queer-Menschen dargestellt. Sie steht isoliert von der Gruppe und ist die einzige Person mit einer deprimierten Haltung, herunterhängenden Armen sowie einem leeren und stumpfen Blick. Dazu ist die gewählte Darstellung des Bartschattens, der Brusthaare sowie der Haare an Armen und Bei-



Till Schweiger in «Der bewegte Mann», 1994.



Aus dem Spass ist Ernst geworden: Wandbild von

nen problematisch. Diese Darstellung kann als wenig rücksichtsvoll oder bösartig interpretiert werden.»

Bei der schwarzen Frau seien die grossen Lippen das Problem: «Diese Darstellung hat ihren Ursprung in rassistischen und kolonialistischen Bildern, in denen die Körpermerkmale schwarzer Menschen oft auf wenige, oberflächliche Merkmale reduziert wurden. Zudem wirkt ihr gesamter Gesichtsausdruck unintelligent und abwesend.»

Der Fall erinnert an jenen des Schweizer Künstlers Eugen Gomringer, dessen Gedicht «avenidas» 67 Jahre nach der Entstehung von der Fassade eines Berliner Gebäudes entfernt





Ralf König in Brüssel.

wurde, weil es sexistisch sei. Jahrzehntlang hatte niemand Anstoss genommen an dem Frühlingsgedicht über eine Allee mit Blumen, Frauen und einem Bewunderer. Bis einige Feministinnen sich dadurch gestört fühlten. Gomerger verstand die Welt nicht mehr.

Ralf König geht es ähnlich. «Ich habe bei der Figur im rosa Kleid nie an eine Transfrau gedacht. Für mich ist das eine <Trümmertunte>, wie wir das in den Neunzigern genannt haben. Solche Figuren gibt es auf Hunderten von Travestiebühnen und in Schwulenklubs.» Es gehe dabei um den Spass am Absurden. «Und plötzlich ist das dickenfeindlich, rassistisch und transphob?» Zur schwarzen Frau sagt er: «Die

trägt ihre Lippen mit Stolz und Lippenstift. Nichts anderes hab ich mir dabei gedacht.»

#### «Wo ist der Humor geblieben?»

Besonders absurd sind die Vorwürfe angesichts der Tatsache, dass wohl niemand in den letzten vierzig Jahren mehr für die Anerkennung der Schwulen getan hat als Ralf König. Seine Comics begeistern auch ausserhalb der schwul-lesbischen Szene, die Verfilmung von «Der bewegte Mann» mit Til Schweiger gehört zu den grössten deutschen Kinoerfolgen überhaupt. Seine Bücher brachten einem breiten Publikum das Schwulenmilieu auf sympathische und witzige Art näher. Dennoch ist er zurück-

haltend, wenn er über seine Kritiker spricht. «Die Jüngeren sehen Dinge, die wir Älteren entweder nicht gesehen haben oder nicht wichtig fanden.» Das sei der Gang der Dinge, und vielleicht sei ja etwas dran an der Kritik. «Ich kann es nur nicht erkennen.» Er frage sich einfach: «Hey, wo ist der Humor geblieben? Weshalb fühlen sich alle sofort angegriffen?»

Ob das Rainbow House seine Ankündigung wahr macht und das Bild tatsächlich ersetzt, ist fraglich. Zu gross wäre die Aufregung. Man wolle das Bild vorläufig als Gegenstand der Diskussion stehen lassen, sagt eine Vertreterin der Organisation, nachdem sich die *Weltwoche* nach dem weiteren Vorgehen erkundigt hat.



Der Fall zeigt den Wandel auf, den die Gesellschaft in den letzten Jahren gemacht hat: Einst wurde Ralf König von konservativen und religiösen Kreisen angefeindet, weil seine Comics pornografisch seien. In den neunziger Jahren gab es Bemühungen, einige seiner Titel auf den Index zu setzen. Der Zeichner reagierte jeweils mit Humor: «Wenn die Nase grösser ist als der Pimmel, kann es so pornografisch nicht sein.» Heute kommen die Angriffe aus den eigenen Reihen, was für ihn bedeutend schwieriger ist. «Das macht mich etwas sprachlos.»

### David tötet Gott statt Goliath

Dass Ralf König seinen Prinzipien treu bleibt, hat er in der Vergangenheit mehrfach gezeigt. Nach dem Streit um die Mohammed-Karikaturen veröffentlichte er islamkritische Cartoons. Und fand klare Worte: «Wenn der Westen da nicht gegenhält und seine demokratischen Werte ohne Wenn und Aber und Entschuldigungen verteidigt, ist's bald vorbei mit der Presse- und Meinungsfreiheit.»

Auch das Christentum verschont er nicht. In der genialen Bibel-Trilogie «Prototyp» (über die Genesis), «Archetyp» (über die Arche Noah) und «Antityp» (über Paulus) nimmt er die biblischen Geschichten aufs Korn. Bei ihm trifft Davids tödlicher Schuss mit der Steinschleuder versehentlich Gott statt Goliath, was zu einer ungeahnten Liaison führt: Der schwächliche David hatte schon vorher ein Auge auf seinen gutgebauten Gegner geworfen.

So funktioniert Königs Humor fast immer: Der Mensch hat grosse Ideen, möchte fortschrittlich sein, doch stets kommt ihm der archaische Sexualtrieb in die Quere. Dabei muss es nicht immer um Schwule gehen. «Ich finde das Ding zwischen Mann und Frau sogar spannender, weil mehr Unterschiede und Konflikte bestehen.»

### Erster Frauenaufstand der Menschheit

In seinem neuesten Comic-Band, «Stehaufmännchen», der nächste Woche in den Verkauf kommt, erzählt Ralf König die Evolution des Menschen, vom Affen auf dem Baum bis zum heutigen Homo sapiens. Bei ihm vollzieht sich diese Entwicklung innerhalb von nur einer Generation. Die Geschichte ist gespickt mit gesellschaftspolitischen Anspielungen. Die

Frauen zum Beispiel verstecken ihren Eisprung aus Protest dagegen, dass die Männer ihnen anfangs den neuen aufrechten Gang verbieten wollen. Es ist der erste Frauenaufstand der Menschheitsgeschichte. Schon die Einleitung ist dermassen komisch und treffend, dass König den Leser sofort für sich gewinnt: «Der Werdegang vom vielversprechend blöden zum hoffnungslos blöden Homo ist zweifellos das grösste Geheimnis der Evolution.»

Wer sich so etwas ausdenken kann, muss ein äusserst lustiger Zeitgenosse sein. Denkt man sich. Beim Gespräch in seiner Wohnung in Köln erweist sich der Künstler aber als nachdenklicher, besorgter, ja kulturpessimistischer

### «Die Vorwürfe negieren alles, wofür ich seit vierzig Jahren stehe.»

Mensch. Er schaue keine Nachrichten mehr, das deprimiere ihn nur. «Ich muss nicht wissen, was Trump wieder gesagt hat, wo wieder ein Rechtspopulist an die Macht gekommen ist, was das Internet mit uns anstellt», sagt er.

Den Menschen hält er nicht nur im Buch für einen Fehler der Evolution. «Ich glaube, gerade beginnt dies die Menschheit zu merken. Das Insektensterben, die Urwaldrodungen und so fort, das kennen wir schon lange. Jetzt aber begreifen wir: Es wird langsam brenzlig.»

Er lebe jedoch unpolitisch, halte sich von den hitzigen Diskussionen fern. Ausser, wenn es um die Rechte von Homosexuellen geht. «Dass Schwule heiraten dürfen, tut niemandem weh, ausser den Schwulen selber, die sich nun auch den Scheidungsschlamassel antun können.»

Ralf König führt den Besucher aus der Schweiz in den zweiten Stock seiner Wohnung, wo er das Atelier eingerichtet hat. Unten ist der Wohnraum, «die knollennasenfremie Zone», oben arbeitet und schläft er. Der Künstler erstellt seine Comic-Romane nach alter

Technik: Alles wird von Hand gezeichnet. Wenn etwas nicht so ist, wie es sein sollte, wird es überklebt. Im neuen Band zum Beispiel fand er die Hauptfigur Flop zu gross, zu wenig niedlich, also hat er alle Flops auf den knapp 200 Seiten neu gezeichnet, mit einer Nagelschere ausgeschnitten und über die alten geklebt. Bei einer anderen Figur hat er nur die Zähne nachträglich neu gemacht. Die vielfach überklebten Blätter kommen dann in den Fotokopierer, danach erst beginnt er mit der Kolorierung. Seine Arbeitsweise gleicht derjenigen alter Schriftsteller, die noch mit Schreibmaschine schreiben und Korrekturen mit Tipp-Ex anbringen müssen.

Im neuen Buch geht es um Fortschritt und Fortschrittsverweigerung. Flop stellt sich der Evolution entgegen. «Ich kann mich mit ihm wirklich identifizieren», sagt König. Dass Flop der Schwule in der Herde ist, erstaunt nicht. Er verlässt seine zivilisierten Artgenossen und zieht mit einem Australopithecus robustus zurück auf den Baum, wo er einst als Affe herkam. Mit dem Liebhaber an seiner Seite stirbt Flop zufrieden aus.

Dass Robustus «nicht die hellste Kerze auf der Torte ist», dass dieser nicht einmal reden kann, ist Flop egal. Gilt das auch für Ralf König? Lieber dumm und lieb als intelligent und zerstörerisch? Er lacht: «Ich stelle es mir mit einem muskulösen, behaarten, grunzenden und etwas unterbelichteten Typen auf dem Baum ziemlich gut vor!»

Vielleicht sollte er mit einer solchen Aussagen vorsichtig sein: Es könnte sich jemand angegriffen fühlen.

Ralf König: Stehaufmännchen.  
Rowohlt. 192 S., Fr. 36.90

Lesungen in der Schweiz: 5. Juni, Buchhandlung Stauffacher, Bern; 8. Oktober, Kosmos, Zürich



«Werdegang vom vielversprechend blöden zum hoffnungslos blöden Homo»: Die Evolution nach Ralf König.



# Geldsegen für Günstlinge

Wenn das Bundesamt für Kultur (BAK) mit dem Grand Prix Musik grosszügig Geschenke verteilt, kommen oft Künstler zum Zug, die keiner kennt. Beziehungen sind wichtiger als Leistung. *Von David Klein*



Selbst nach zwanzigjähriger Tätigkeit unbedeutend: Preisträger Cod.Act aus Le Locle.

Dieses Jahr dürfen sich zwei Künstler über Zuwendungen freuen, die selbst nach zwanzigjähriger Tätigkeit im hiesigen Kulturbetrieb so unbedeutend sind, dass Susanne Kübler, Musikexpertin beim *Tages-Anzeiger*, auch nach diversen Telefonaten mit «Musik-schaffenden unterschiedlicher Couleur» immer noch nicht wusste, wer das preisgekrönte Duo Cod.Act ist und weshalb die Brüder aus Le Locle via das BAK mit 100 000 Steuerfranken alimentiert werden.

## Homöopathische Klickzahlen

Wie es zu solchen Leerläufen kommt, die die Steuerzahler jährlich Millionen kosten, zeigt eine Mail von Danielle Nanchen, Leiterin Sektion Kulturschaffen des BAK, die auf Anfrage mitteilt, dass die «Auslese als Preisträgerin» nicht als «irgendwelche Wertung zu verstehen» sei. Für das BAK gilt demnach dasselbe wie für die meisten Bundesbetriebe: Es wird nicht nach Qualifikation (Wertung) entschieden, sondern aufgrund von Günstlingspolitik.

Von den fünf Millionen Franken an Schweizer Steuergeldern, die dem BAK für seine Kunstpreise jedes Jahr zur Verfügung stehen, kommt weniger als die Hälfte in Form von Preisgeldern bei den Künstlern an. Nach Abzug der Aufwendungen für opulente Preisverleihungen fliessen rund zwei Millionen Steuerfranken in Ausstellungen, Videos, Fotoshootings, Websites, Werbung sowie die Produktion von Büchern, Postkarten und anderes mehr – fast 245 000 Franken für Videoporträts, deren Klickzahlen sich im homöopathischen Bereich bewegen, 90 000 Franken für ein Kommunikationsbüro in Berlin, mehrere tausend Franken

für Fotoshootings, eine Tanz-App sowie Publikationen oder Social-Media-Kampagnen von «durchschlagender Wirkungslosigkeit» (*Tages-Anzeiger*). Tatsächlich verzeichnet der Youtube-Teaser für die «Filmportraits» der diesjährigen Preisträger/-innen sieben Tage nach Veröffentlichung gerade mal 35 Klicks (null Kommentare). Der Youtube-Kanal des Swiss Music Prize kann nach fünf Jahren mit ganzen 156 Abonnenten aufwarten.

Ich habe anlässlich der zweiten Verleihung die Vergabepraktiken analysiert, die dem Grand Prix Musik zugrunde liegen. Die wichtigste Rolle im Auswahlverfahren dieses grössenwahnsinnigen Preises spielt das «unabhängig arbeitende zehnköpfige Expertenteam», bestehend aus «Musikjournalisten, Musik-schaffenden und Musikexperten», das rund siebzig auszeichnungswürdige Kandidaten vorschlägt, von welchen die Jury fünfzehn Musikschaffende nominiert, unter denen eine Gewinnerin oder ein Gewinner ausgewählt wird. Dieses Prozedere soll gemäss Martine Chalverat, Sektion Kulturschaffen/Musikförderung des BAK, die «Unabhängigkeit der Jury bei der Wahl der Nominierten gewährleisten».

Auf eine erste Anfrage verweigerte Frau Chalverat die Veröffentlichung der Namensliste des Expertenteams kategorisch. Erst ein Jahr später wurden die Namen aufgrund meiner Intervention kommuniziert. Es fällt auf, dass



BAK-Direktorin Chassot.

die Experten fast alle bei SRF und der Urheberrechtsgesellschaft Suisa tätig waren oder sind, oder es handelt sich um Programmgestalter für Klubs und Festivals, wie es auch Frau Chalverat beim Musikklub «Fri-Son» in Freiburg war.

Nun gibt es wohl keine Berufsgruppe, die weniger unabhängig ist als Programmgestalter und Mitarbeiter von SRF oder der Suisa. Diese Berufe bedingen geradezu die Entstehung und das Pflegen von Seilschaften. Auch die «freischaffenden» Musikjournalisten entbehren jeglicher Unabhängigkeit, denn sie sind abhängig von den Künstlern, über die sie schreiben, und umgekehrt. Die Verbände, in denen Frau Chalverat auch nach Experten sucht, sind nicht für ihre Unabhängigkeit bekannt. Allein das Wort «Verband» impliziert «Verbandelung». Dass die Experten jedes Jahr wechseln, wie Frau Chalverat beteuert, trägt mitnichten zur Unabhängigkeit bei: neue Experten, neue *copains*.

Frau Chalverats Weigerung, die Identität der Experten offenzulegen, ist retrospektiv durchaus nachvollziehbar, denn die Namen offenbaren Verstrickungen zwischen Experten, Nominierten und Jurymitgliedern, welche die vermeintliche «Unabhängigkeit der Jury bei der Wahl der Nominierten» ad absurdum führen.

## «Unvermeidliche Verstrickungen»

So sass in der vom BAK mandatierten Expertenrunde Xavier Dayer, Suisa-Vorstandspräsident und Dozent an der Hochschule der Künste Bern (HKB), Fachbereich Musik. Dieser nominierte seine Kollegin Cathy van Eck, ebenfalls Dozentin an der HKB, Fachbereich Musik. Beurteilt wurde van Eck wiederum von ihrer Vorgesetzten, Graziella Contratto, Leiterin Fachbereich Musik an der HKB, die als Jurypräsidentin der «unabhängigen» Musikpreis-Jury amtierte.

*Tages-Anzeiger*-Kulturjournalistin Susanne Kübler schreibt auf Anfrage: «Die Verstrickungen, die Sie erwähnen, sind tatsächlich unschön – aber vielleicht auch unvermeidlich. Man braucht nur zu rechnen: Sechs Jury-Mitglieder plus zehn Experten – da kommt ein Grüppchen zusammen, das nach allen möglichen Richtungen so vernetzt ist, dass man wohl bequem die ganze Schweizer Musikszene abdecken kann. Das ist eines der Probleme dieses Preises (nicht das einzige).»

Auf eine letzte Anfrage an Isabelle Chassot, Direktorin des BAK, ob die nötige Unabhängigkeit und Distanz für die Integrität des Auswahlverfahrens noch gegeben ist, wenn der Experte (Dayer), die Nomierte (van Eck) als auch die Jurypräsidentin (Contratto) ein und derselben Organisation angehören, antwortete BAK-Pressesprecherin Anne Weibel: «Wir betrachten den Austausch in dieser Sache als beendet und werden auf weitere Eingaben Ihrerseits nicht mehr reagieren.»



Rescue from Misery: Main figures of the «Game of Thrones»-series.

## Serien

# Drachensex und Brombeerwein

«Game of Thrones», die erfolgreichste Fernseh-Serie aller Zeiten, neigt sich ihrem Ende zu. Das Epos hat sich verselbständigt und dreht in den Internet-Foren munter weiter. Von Gion Mathias Caveltz

Noch eine Folge, dann ist «Game of Thrones» vorbei. Ich bin irrsinnig erleichtert, denn ich war besessen von der Serie. Nach der fünftletzten Episode habe ich sogar deren unumstößliches Ende geträumt und mitten in der Nacht schweißgebadet auf Facebook gepostet: «Natürlich rückt Cersei mit ihren Truppen in Winterfell an, aber erst, nachdem sich die zwei feindlichen Parteien in der Schlacht gegenseitig um 90 Prozent eliminiert haben, und gewinnt diese so spielend. Sie tötet eigenhändig zuerst Jaime und dann Arya (die Letzten, die ihr noch hätten gefährlich werden können). Danach nimmt sie auf dem Thron Platz. Ende.»

Na ja – als hundertprozentig korrekt hat sich mein Traum dann ja nicht herausgestellt, wie man inzwischen weiss.

Auf alle Fälle bin ich ab nächster Woche wieder ein freier Mensch. Das Verrückte am Ganzen ist, dass ich die Serie gar nie wirklich gemocht habe. Von Staffel zu Staffel weniger. Vor allem die vielgelobten Dialoge habe ich gehasst. Stets nach demselben Schema aufgebaut, haben sie mich zunehmend zur Weissglut getrieben: Figur X sagt, dass irgendetwas soundso ist, worauf Figur Y (vorzugsweise der zwergwüchsige Tyrion Lannister) spitzfindig verbessert, mit diesem irgendetwas verhalte es sich mitnichten soundso, sondern vielmehr soundso.

Trotzdem habe ich keine der bislang gesendeten 72 Folgen verpasst (die letzte wird am

kommenden Sonntag ausgestrahlt). Warum? Weil mich die wild wuchernden Theorien masslos fasziniert haben, die die Zuschauer unermüdlich zu allem entwickelt haben, was in der Serie kreucht und fleucht, und ich diesbezüglich einfach auf dem Laufenden bleiben musste.

Das tönt dann so: Jon Snow hat einen Zwilling (Lyanna Stark hat zwei Kinder geboren)! Ned Stark ist am Leben (an seiner Stelle wurde ein Gesichtsloser geköpft, und Ned tarnt sich seither als Jaqen H'ghar)! Varys hat seine Hoden noch, und das aus einem ganz bestimmten Grund! Varys ist eine Mischung aus Mann und Meerjungfrau! Jorah Mormont ist Azor Ahai und tötet Daenerys! Die Drachen hatten heimlich Sex miteinander, und bald wird der letzte Überlebende Nachwuchs gebären! Bran versetzt sich in Cersei hinein und macht irgendetwas! Am Schluss sterben alle! Am Schluss ist alles nur im Kopf von Bran!

### Sofort-Feedback macht süchtig

Wobei sich die spannendsten Spekulationen um den Night King (auf Deutsch: Nachtkönig) gedreht haben, den vermeintlichen Oberbösewicht. ««Game of Thrones»: Diese Theorie zum Nachtkönig würde alles ändern» oder «Neue Theorie um den Nachtkönig löst Fan-Beben aus», titelten deutsche Online-Portale dann auch hysterisch. Und jede Neuigkeit

über den Night King war viel aufregender zu lesen als das, was zum Beispiel Donald Trump gerade wieder angestellt hat.

Der Night King ist Bran (und muss sich selber vernichten, damit er gar nicht entstehen kann)! Jon Snow wird erst zum Night King! Rhaegar Targaryen ist der Night King! Der Night King ist Vladimir «Furdo» Furdik (wie jemand in einem Youtube-Video-Kommentar schrieb)! Der Night King ist der *good guy* (ein «warmherziger Samariter»)! Der Night King ist die erste Inkarnation des dreiäugigen Raben! Der Night King versteckt sich im Starbucks-Becher von Daenerys, der in So8Eo4 für den Bruchteil einer Sekunde im Bild zu sehen war!

Nun: Alle diese Theorien wurden in So8Eo3 in einer Sekunde zunichtegemacht, als ihm die kleine Arya nämlich mir nichts dir nichts

---

Allein zu «Harry Potter» sind bis dato 200 976 Weiterspinnungen hochgeladen worden.

---

mit einem einzigen Dolchstoß den Garaus machte und dem Zuschauer schlagartig klar wurde: Der Night King ist nichts anderes als der erbärmlichste Loser der Fernsehgeschichte.

Tja. Einmal mehr hat sich das, was sich die Rezipienten eines Werks dazu überlegt haben, als wesentlich vielschichtiger/tiefsinniger/origineller entpuppt, als es das Werk tatsächlich ist. Solcher Werke gibt es leider allzu viele. Spontan fallen mir ein: das Alte Testament (was da nicht schon alles hineininterpretiert wurde, ha, ha!). Oder das Neue Testament. Oder die kreuzbanalen Bücher von Pete... hoppla, langsam muss ich ein bisschen aufpassen.





Gibt es keine Rettung aus dieser Misere? Doch, vielleicht! Eine Freundin macht mich nämlich auf das boomende Phänomen der Fan-Fiction aufmerksam.

Die am schnellsten wachsende Online-Plattform dafür ist [archiveofourown.org](http://archiveofourown.org) (soeben für den renommierten Hugo-Science-Fiction-Award nominiert). Jedermann kann dort seine eigenen, sich in seinen Lieblings-TV-Serien-/Filme-/Animes-/Video-spiele-et-cetera-Universen abspielenden Geschichten publizieren.

Der reine Wahnsinn, was sich da alles finden lässt. Nur schon quantitativ. 200 976 Weiter-spinnungen sind bis dato allein zu «Harry Potter» hochgeladen worden (und laufend werden es mehr). Zu der TV-Serie «Sherlock» mit Benedict Cumberbatch in der Hauptrolle lassen sich 120 591 Fan-Geschichten finden. 351 106 spielen im Marvel-Universum.

Unter dem *pen name* kakashi verfasst meine Freundin selbst Fan-Fiction (zu obskuren chinesischen TV-Serien wie «The Rise of Phoenixes» oder «Three Lives, Three Worlds, Ten Miles of Peach Blossoms»).

Was motiviert sie dazu?

«Das Sofort-Feedback von Lesern weltweit macht süchtig», antwortet sie auf meine Frage. «Die Hunderte von Kommentaren und Diskussionen über die Charaktere sind ein Vergnügen. Bis jetzt habe ich schon zwei Fan-Fiction-Bücher verfasst und kapitelweise hochgeladen, eins mit 386 915 Wörtern und eins mit 314 879 Wörtern. An zwei weiteren sitze ich gerade. Ich habe regelmässige Leser auf den Philippinen, in Malaysia und in Nigeria. Welcher Schweizer Autor kann das schon von sich behaupten?»

«Und du machst das ... gratis?», frage ich zögernd.

«Klar. Ruhm und Ehre ist alles, was ich will. Und natürlich gäbe es rechtliche Beschwerden der Urheber, wenn man Geld damit verdienen wollte.»

Mit 30 104 Werken auf [archiveofourown.org](http://archiveofourown.org) vertreten: die «Game of Thrones»-Welt von George R. R. Martin.

Am meisten *kudos* (= Likes) hat momentan eine Geschichte mit dem Titel «If you try to break me, you will bleed» eines oder einer Dialux (nämlich 8464).

#### «Pokémon meets Game of Thrones»

Die Story «Love on the Brain» von ashleyfanfic kommt auf sage und schreibe 392 348 Hits.

Ich schaue mal, ob sich auch in deutscher Sprache verfasste Werke finden lassen – ja, tatsächlich: 61 Titel gibt es, davon springen mir etwa ins Auge:

– «Erleuchte die Dunkelheit» von marmalademouse (Inhaltsangabe: «Jorahs Betrug hat Daenerys tief getroffen. Doch nie hätte sie geahnt, welche Auswirkungen seine Abwesenheit haben würde»; Länge: 277 371 Wörter, *kudos*: 39, Zugriffe: 2123, Kommentare: 28).

– «Robb Stark: Was wäre, wenn ich eine Frey geheiratet hätte?» von RoseAkaShi.

– «Cersei Lennister: Was wäre, wenn meine Hochzeitsnacht nicht enttäuschend gewesen wäre?», ebenfalls von RoseAkaShi.

Klingen interessant, diese «Was wäre, wenn»-Szenarien. Die werde ich mir später definitiv vorknöpfen.

Ich lese hinein in die Geschichte «Vom Zauber des zweiten Blicks» von Serpentina1: «Shireen Baratheon hatte das Meer schon immer geliebt, die atemberaubende Schönheit blauschimmernder, flaschengrüner und sturmgrauer Wellen, welche sich von weisser Gischt gekrönt an den felsigen Ständen und schroffen Klippen unterhalb der Burg brachen.»

Gar nicht schlecht, wenn auch ein bisschen adjektivlastig ... werde ich bestimmt weiterlesen.

Grosser Beliebtheit erfreuen sich offenbar Crossovers – Exempel dafür sind die Story «Gondor hilft Westeros – Band 1: Ein anderer Krieg der fünf Könige» von Bookfaramir («ein Tolkien/Martin-Crossover») und IlargiZuris «A Game of Monster» («Pokémon meets Game of Thrones»). Kreativ! Muss ich mir genauer ansehen.

«Winterferien» von Lalelilolu glänzt mit folgender Stelle: ««Du hast was getan?!», quietschte Jeyne voller Aufregung. Woraufhin Sansa gequält zusammenzuckte, es war schon schlimm genug, dass sie zu dritt wickelten, jetzt hatte sie auch noch ein leises Klingeln in den Ohren. «Ich habe Pizza bestellt, und als Sonderwunsch habe ich angegeben, dass sie den süssesten Pizzaboten vorbeischicken sollen und er eine Weihnachtsmütze tragen soll.» Margaery nahm einen Schluck von ihrer Limonade und grinste: «Ich glaube, sie werden Bronn schicken» ...»

Bei «Brombeerwein & Ziegenmilch» von Winterdream komme ich ins Stutzen: «Die Kammer war nicht schmuckvoll oder sonderlich gross, aber das Bett, das den Mittelpunkt des Raumes bildete, wirkte bequem und warm. Tormund drückte sie [Dahlia Lannister] auf das Bett und fing an, die Schnürung ihres Oberteils zu lösen, und zog es ihr über den Kopf. «Haben alle Lannisters so grosse, schöne T...?»» Wie bitte?

Auf jeden Fall werde ich mir die letzte TV-Folge von «Game of Thrones» schenken. Es ist mir herzlich egal, was darin passiert. Ich muss den Rest meiner Lebenszeit so sinnvoll wie möglich nutzen, schliesslich gilt es, 30 104 – nein, Moment: Mittlerweile sind es schon 30 132 «GoT»-Fan-Geschichten zu bewältigen. *Valar morghulis!*



Das Ende der freien Welt: Schriftstellerin Berg.

## Phänomene

# Im Bann der bösen Männer

In den sozialen Medien wird Sibylle Bergs Roman «GRM – Brainfuck» als neue «Bibel» gefeiert, die Kritiken sind überschwänglich. Dabei verbreitet die Autorin Verschwörungstheorien, die jenen eines Daniele Ganser in nichts nachstehen. *Von Rico Bandle*

Es ist mehr als ein Roman, den Sibylle Berg vorlegt. Zumindest für ihre zahlreichen Fans. Dem Werk und der Autorin wird prophetische Kraft zugeschrieben. «Ein Buch wie ein Sprengsatz», titelte die *Zeit*, und in sozialen Medien, wo sich die Berg-Fans austauschen, ist gar von einer neuen «Bibel» die Rede, von einem Werk, so wichtig wie Orwells «1984». Sibylle Berg beschreibt in «GRM» den Zustand unserer Gesellschaft. Und der ist ziemlich mies. Genauer: total kaputt. Die grosse Masse an Menschen vegetiert nur noch willenlos im eigenen Dreck, manipuliert von den Reichen und Mächtigen, alles Rechtspopulisten, alles Männer.

In den drei deutschsprachigen Ländern steht das schwere, 630 Seiten umfassende Werk in den Top Ten der Bestsellerliste, die Autorin wird von ihren Fans fast kultisch verehrt. Ihre Lesungen erinnern an Popkonzerte und sind stets ausverkauft.

Worum geht es? Schauplatz ist eine heruntergekommene Industriestadt in Grossbritannien, weil hier gemäss Autorin das neoliberale Experiment am weitesten fortgeschritten ist. Die Menschen sind durch die Privatisierungswelle alle verarmt und verblödet und werden mit Fussball und anderer Unterhaltung ruhiggestellt. Die Kinder in diesem Umfeld sind dem sexuellen Missbrauch, der Gewalt und der emotionalen Kälte ihrer alkohol- und drogenabhängigen Eltern ausgesetzt. Vier von ihnen – sie stehen im Zentrum des Romans – tun sich zusammen und versuchen sich zu wehren. Einerseits mit Protestmusik, dem sogenannten Grime – eine Mischung aus Punk und Rap –, der dem Buch den Titel («GRM») verleiht. Andererseits, indem sie als Programmierer gegen den Überwachungsstaat zurückschlagen.

In dieser Welt sind die Leute alle degeneriert, haben Hobbys wie «zu Cross-dressing-

Fotos von Nazis onanieren», für Sex gibt es als Kinder geformte Sex-Roboter, die von den aggressiven Männern nach Gebrauch kaputtgeschlagen werden. Um Hass und Gewalt zu zügeln, wird in dem total überwachten Staat nach chinesischem Vorbild ein soziales Punktesystem eingeführt: Je nach Verhalten werden automatisch Punkte hinzugefügt oder abgezogen. Die Anzahl Punkte entscheidet über die Höhe des wegen der enormen Arbeitslosigkeit eingeführten Grundeinkommens.

## Krieg der Reichen gegen die Armen

Mit welcher Kraft, welcher Wut Sibylle Berg das Ende der freien Welt beschreibt, ist durchaus beeindruckend. Sprachlich eine Wucht. Und was die zunehmende Totalüberwachung betrifft, da hat sie durchaus einen Punkt. Allerdings bedient sie ihre Klientel zuweilen etwas gar offensichtlich: Die den Reichen zudienende Regierung besteht aus lauter «pöbelnden populistischen Nazis», die üblichen Opfergruppen – Frauen, Homosexuelle, Ausländer – werden systematisch unterdrückt. Schuld am Übel sind ausschliesslich Männer, die Herrscher über das System, die die Opfer erfolgreich gegeneinander aufhetzen. «Fast alle Frauen [...] himmelten Männer und Jungs an und verachteten Frauen. Vermutlich schämten sie sich, zu den absoluten Verlierern zu gehören, denn unter den Frauen standen nur noch ausländische Frauen.»

Die einfachen Leute sind alle strohdumm, einfach steuerbar durch Fake News und Desinformation. «Die beste Investition seit langem war die direkte Demokratie, die Thomes Vater mit der Hilfe diverser Lobbygruppen, Fake-News-Agenturen und Hacker durchgesetzt hat. Die Menschen zu lenken, war so unglaublich leicht. Wenn man über die nötigen Mittel verfügt.» Dass Leute von sich aus, vielleicht sogar mit gutem Grund für den Brexit oder für einen konservativen Politiker gestimmt haben: ausgeschlossen.

In einem Interview erklärte Sibylle Berg, es herrsche «ein Krieg der Reichen gegen die Armen», das habe schon Warren Buffett gesagt. Wenn ein Milliardär das sagt, dann muss es ja stimmen. Die weltweite Armutsquote ist zwar in den letzten Jahrzehnten nachweislich spektakulär gesunken – doch wen interessieren schon solche Details?

Im Buch heisst es, das Vertrauen in die Demokratie werde mit Mitteln der Demokratie «pulverisiert». Und zwar, indem man «absolute Volltrottel in hohe Positionen bringt, Bürgerkriege initiiert, die sogenannten Guten gegen die sogenannten Bösen aufhetzt, mit den Mitteln des Nudgings, der Manipulation ihrer verdammten Gehirne durch Endgeräte, soziale Medien, falsche Informationen nutzt, wenn man die Presse komplett unglaubwürdig macht, wenn man Brutalität, Nazis, Dummheit und Faschismus



fördert, kurz – ein irrsinniges Chaos anrichtet [...]». Für die Autorin ist klar: «Ein gespaltenes Volk ist ein lenkbares Volk. Es sucht nach Feinden und einem Führer.»

Sibylle Berg lebt seit vielen Jahren in Zürich, die gebürtige Deutsche ist mittlerweile Schweizerin. Offensichtlich glaubt sie selber nicht an das, was sie schreibt. Kürzlich sagte sie über ihr Engagement beim Referendum gegen Versicherungsdetektive: «Es war eine grossartige Erfahrung, zu erleben, wie gut unsere Demokratie funktioniert. Mich haben all die Menschen und die vielen Organisationen, die unermüdlich mit uns kämpften, sehr glücklich gemacht, hier leben zu dürfen.» Glücklicherweise dürfte sie auch, dass die Stadt Zürich und Pro Helvetia ihren Roman mit insgesamt 73 000 Franken unterstützt haben.

Im Buch allerdings ist die Demokratie nichts als eine Farce, ein Instrument der Manipulation, wo Abweichler brutal abgestraft werden.

### Aufgewiegelte Massen

Dass Sibylle Berg mit ihren Thesen im urbanen Milieu begeisternde Zustimmung erhält, erstaunt nicht. Sehr wohl aber, dass die Verschwörungstheorien, die sie dabei verbreitet, einfach ignoriert werden. So suggeriert sie, dass der Terror vom Westen inszeniert sei, um die Massen gegen Fremde aufzuwiegeln und die Totalüberwachung durchzusetzen. «Was

Menschen nicht begreifen, interessiert sie nicht. Sie interessieren sich für Terror. Darum finden in regelmässigen Abständen Angriffe irgendwelcher Fundamentalisten statt. Gerne lassen sich die Leute im Anschluss an solche Aktionen röntgen, nackt ausziehen und filmen, bevor sie ein Flugzeug besteigen», schreibt sie etwa. Der als Verschwörungstheoretiker verfemte Historiker Daniele Ganser würde dies nicht anders formulieren.

Auch zum Krieg in Syrien verbreitet Berg eine gewagte These: «Russland hatte vor einigen Jahren grosszügig Syrien bombardiert und damit die Zahl der fliehenden jungen Männer verfünffacht. Was hilfreich gewesen war. Inzwischen gibt es keinen demokratischen Staat mehr.»

### Explosiver Cocktail

Berg zeigt in dem Buch nicht nur einen Hang zu Verschwörungstheorien, sondern auch zu einer Kategorisierung der Menschen nach ihrer Herkunft – voller Klischees, wenn nicht gar rassistisch: Die Russen sind alle reich und haben keinen Geschmack, die Chinesen kaufen alles auf, die Osteuropäer sind ausnahmslos ausgenutzte und verarmte Arbeiter, die aus Geldmangel nicht zurück in ihre Heimat zurückkehren können. Und selbst wenn sie könnten, sie wollen nicht, denn diese Länder sind völlig verkommen. Donald Trump be-

zeichnete arme Länder als «shithole countries», Sibylle Berg tut dasselbe mit anderen Worten.

Geradezu humoresk erscheint Bergs Beschreibung der alten britischen Oberschicht, die nebst den Armen vor allem Neureiche, Araber und Russen verachte. «Jemanden aus dieser Schicht zu begatten, war in Ordnung, wenn es in aller gegebenen Verschwiegenheit stattfand. Aber solche Leute heiratet man doch nicht. Der letzte öffentliche Skandal mit Lady Diana Spencer und ihrem Araber war allen noch in Erinnerung. Auch, wie man sich dieses Problems entledigt hatte.» Erneut eine Verschwörungstheorie, wie aus einem dubiosen Internet-Forum entnommen.

Ihren Fans scheint dies alles egal zu sein. Oder sie glauben selber an solche Verschwörungstheorien. Als Apokalyptikerin trifft Sibylle Berg den Zeitgeist perfekt: Ihr Buch ist ein Gemisch aus Greta Thunberg, Daniele Ganser und George Orwell – ein wahrlich explosiver Cocktail, an dem sich zurzeit ein ganzes Milieu berauscht.



Sibylle Berg: GRM – Brainfuck. Kiepenheuer & Witsch. 634 S., Fr. 36.90



Veranstaltung mit  
**Dr. Peter Grünenfelder (Direktor Avenir Suisse),  
 Ständerat Ruedi Noser (FDP/ZH),  
 alt Bundesrat Dr. Christoph Blocher und  
 Nationalrat Franz Grüter (SVP/LU)**

**Freitag, 31. Mai 2019, 18.15 Uhr  
 Universität Luzern**

Adresse: Froburgstrasse 3, 6002 Luzern  
 (unmittelbar beim Hauptbahnhof)



- 18.20 Uhr Impulsreferate
- 19.00 Uhr Podiumsdiskussion unter der Leitung von Thomas Bornhauser (ehem. Chefredaktor Luzerner Zeitung), danach Publikumsdiskussion
- 20.00 Uhr Apéro riche (Schinkengipfeli, Shrimp-Spiessli mit Ananas, Kilians hausgemachter Käsekuchen, Mozzarella-Spiessli mit Kirschtomate an Pesto, Rindfleischkugeln an pikanter Tomatensauce, Rot- und Weisswein, Luzerner Bier, Mineralwasser, Orangensaft)

Veranstalter:

Stiftung **Freiheit & Verantwortung**  
 www.fuv.ch

Gesellschaft und Kirche wohin?



www.gekiwo.ch

Partner:

**PRO LIBERTATE**

www.prolibertate.ch



## Anmeldung zur Veranstaltung «Verhältnis Schweiz-EU» vom Freitag, 31. Mai 2019, 18.15 Uhr, Universität Luzern

Ich/wir nehme(n) an der Veranstaltung teil: \_\_\_\_\_ Person(en) Name, Vorname .....

Ich/wir nehme(n) am Apéro riche teil: \_\_\_\_\_ Person(en) Strasse .....

Unkostenbeitrag für Referate, Apéro riche, Getränke und Dokumentation: 30 Franken  
 (Spezialangebot für Leserinnen und Leser der WELTWOCHEN; regulärer Preis: 40 Franken)  
**Schriftliche Anmeldung zwingend notwendig!** Platzreservation erfolgt gemäss Zahlungseingang. PLZ, Ort .....

Datum, Unterschrift .....

Bitte diesen Anmelde-Talon bis spätestens **24. Mai 2019** einsenden an:

**Geschäftsstelle Stiftung Freiheit & Verantwortung, Zeughausstrasse 14 B, 8853 Lachen – oder via E-Mail: info@fuv.ch**



## Die Bibel

# Gedenken und begreifen

Von Peter Ruch

**D**enke an die Tage der Vorzeit, begreift die Jahre der vergangenen Generationen (Deuteronomium 32,7). Ostern und Pfingsten sind christliche Gedenktage. Die Christenheit vergegenwärtigt sich die Auferstehung der Toten und dass ohne den Heiligen Geist nichts geht. Auch weltlichen Ereignissen sind Gedenkfeiern gewidmet. Die letzten Jahre gedachte man des Ersten Weltkriegs, und bald wird das Ende des Zweiten Weltkriegs 75 Jahre zurückliegen. Gedenkanlässe sollen dazu beitragen, aus der Vergangenheit zu lernen. In den Ersten Weltkrieg stolpern die Grossmächte wie «Schlafwandler» (Christopher Clark). Die Niederlage von Hitlerdeutschland erscheint, nachdem sich der Glaube an das Gute im Menschen wieder aufgerappelt hat, fast als Naturgesetz. In Wirklichkeit siegten die Sieger nicht, weil sie gerechter waren. Ausschlaggebend waren das Wohlwollen der Amerikaner und ein paar gnädige Zufälle, etwa Hitlers Wahnsinn und die Fehler der Deutschen. Es hätte anders kommen, die europäische Zivilisation hätte aus Europa verschwinden können. «Die Geschichte arbeitet ohne Sicherheitsnetz.»

Dieser Satz von André Glucksmann wäre ein möglicher Lernstoff. Umso mehr, als romantische Herzen sich vertrauensselig auf Sicherheitsnetze verlassen: auf den Sozialstaat, die Europäische Union und die Europäische Zentralbank (EZB). Eine kurze Reise durch die französische oder italienische Provinz genügt, um die Risse im sozialstaatlichen Netz zu entdecken. Die EU ist entgegen einer breit publizierten Ansicht nicht die Ursache des Friedens, sondern dessen Folge. Und die EZB hat Target-Salden (Target: Trans-European Automated Real-time Gross Settlement Express Transfer System) von einer Billion Euro, grösstenteils zu Lasten von Deutschland, angehäuft. Sie sind zinsfrei und ohne Rückzahlfrist. Solche «Sicherheitsnetze» bilden den Stoff, aus dem schon viele Konflikte gemacht waren. An die Vorzeit zu denken, wäre klug. Und auch daran, angesichts der menschlichen Torheiten stärker auf den guten Geist Gottes zu setzen.

Peter Ruch war reformierter Pfarrer in drei Gemeinden.



Die Entwicklung bleibt aus: Moondog (Matthew McConaughey).

## Kino

# Floridas Gackerflacker-Gockel

Gibt's eine Bohème-Szene in Florida? Wenn ja, dann ist sie extrem grell wie «The Beach Bum» über das Taugenichts-Leben eines Kifferpoeten. Von Wolfram Knorr

**E**s lodert, wenn Hollywoods Mimen zu Method-Acting greifen. Die zu spielende Figur muss sozusagen mit Haut und Haaren in sich aufgenommen werden, und dabei müssen so viel eigene Seelenspäne weggeholt werden, bis dem Akteur in der Rolle nur noch das Echo seines Selbst bleibt. Leider meinen manche, es reiche, sich einfach haltlos in die Rollen fallen zu lassen; schon räkeln sie sich im Seelengekröse ihrer Figuren. Berüchtigt ist Nicolas Cage, der in jede Rolle steigt, als wäre sie ein kochender Vulkan («Ghost Rider»).

Matthew McConaughey («True Detective») zählt zu Hollywoods Charakter-Grössen. Aber auch er kann mal beim *overacting* komplett ins Wanderschmiere-Revier abgleiten. In «The Beach Bum» von Harmony Korine ist ihm das, leider, widerfahren. Korine gehört zu jenen Independent-Filmern, die einen gewissen Kultstatus mit Schriill-Stoffen und -Rollen erlangten («Gummo», «Spring Breakers»). «The Beach Bum» ist die Sumpfkroete dieser Spezialität. Es geht um einen durchgelöteten Poeten, der mal ein erfolgreiches Talent war, in Drogen und Alkohol abrutschte, aus den Tiefen ewig zugehörnten Daseins nicht mehr rausfand – und es offensichtlich auch nicht will. Er heisst Moondog (Matthew McConaughey), hat schwerreich geheiratet, ist nach wie vor unsterblich in Minnie (Isla Fisher) verliebt, was ihn nicht davon abhält, sich

lieber auf den Florida Keys unter ewigen Festbrüdern und -schwestern zu aalen, zu saufen, kiffen, koksen und vögeln, dass es eine wahre Pracht ist. Doch dann geschieht ein Malheur. Total verladen bauen Minnie und er einen Unfall, den sie nicht überlebt. Im Testament wartet sie mit einer schönen Überraschung auf: Er kann erst an ihr Vermögen, wenn er seinen Lebensstil ändert, wieder schreibt, einen Lyrikband veröffentlicht. Moondog muss aus der Prachtvilla raus und landet noch tiefer als vorher. Minnies langjährige Finanzspritze fehlt, die ihm sein ewig zugehörntes Dasein so genussvoll machte.

Es gab tatsächlich einen Moondog, und der war ein sehr bekannter Komponist (1916–1999), mit Philip Glass befreundet. Als Wikinger verkleidet, lebte er als Clochard auf den Strassen von New York (in Münster gestorben). Korines Moondog hat mit einer echten *street life*-Figur nichts gemein. Er ist ein Hallodri, eine elektropastellfarbene, herumdampfwalzen Acid-Zecke, ein gackerflackernder Verrücktheitsgockel oder noch was Irreres. Mitsonnengebleichter Zottelmähne, grellen Flatterklamotten und Florida-gebräunter Brust ist McConaughey in jeder Sekunde nur ein Kitschbolzen, der ständig auf penetrante Weise Moondog mimt, aber nie ist. Das mag, aufgrund der Knalligkeit, am Anfang lustig sein, aber nach einer halben Stunde hat sich das erschöpft. Eine Entwicklung bleibt aus.



Korine scheint das geahnt zu haben und trüffelt den erzählerischen Stillstand mit Snoop Dogg als coolem Drogenbaron und anderen hübschen Nebenfiguren; hinzu kommen Einfälle, die anderen Filmen entlehnt sind – etwa den legendären Cheech-und-Chong-Kifferklamotten («Up in Smoke»), «Fear and Loathing in Las Vegas» oder Luis Buñuels «Viridiana» mit den Bettlern, die das Gutshaus verwüsten (bei Korine zerlegen sie Minnies Villa). Doch das rettet «The Beach Bum» nicht. ★★★☆☆

### Weitere Premieren

**Photo de famille** — Am Bonmot von Karl Kraus, das Wort Familienbande habe einen Beigeschmack von Wahrheit, muss was dran sein, gibt man sich Cécilia Rouauds charmanter Tragikomödie einer Familie hin, in der es von Problemen und gegenseitigen Vorwürfen nur so wimmelt: unerfüllter Kinderwunsch, Todessehnsucht, Demenz, unerwartete Schwangerschaft und Querelen mit dem eigenen Kind. Der Tod des Opas führt sie zusammen: die Geschwister Gabrielle (Vanessa Paradis), Elsa (Camille Cottin) und Mao (Pierre Deladonchamps), ihren Vater (Jean-Pierre Bacri) und ihre vom Vater geschiedene Mutter (Chantal Lauby). Es wird nur genölt und gemekert – wieso Papa schon wieder eine junge Neue hat, die auch noch schwanger ist; warum sich die Mama, eine Psychotherapeutin, in alles einmischen muss; dass Elsa darunter leidet, keine Kinder bekommen zu können; dass ihre Schwester Gabrielle nicht versteht, warum ihr Teenagersohn zum Vater will und weshalb Mao immer dem Suizid nahe ist. Als Krönung müssen sie eine Entscheidung über ihre demente Oma treffen. Ins Altersheim? Oder sie wechselseitig aufnehmen und betreuen? Das ist gelegentlich witzig, aber in der Häufung doch arg konstruiert und kokett hingetuscht. Nie wird ein Problem ernsthaft angegangen. Die Querelen wirken wie ein Sommerwindchen, das die Familie durchbläst. ★★★☆☆

**Teret (The Load)** — Vlada (Leon Lucev) braucht Geld für sich und seine Familie und fährt einen Kühltransporter aus dem Kosovo nach Belgrad. Um 21 Uhr muss er in Belgrad sein, wird ihm eingeschärft. Was er transportiert, wird ihm nicht gesagt, er will's auch nicht wissen. Es ist



Minimalistischer Thriller: «Teret».

1999, Jugoslawienkrieg, die Nato bombardiert Brücken und Städte, und Vlada, bärtig, wortkarg, muss Umwege fahren, kennt die Strecke nicht und nimmt den jungen Pava mit, der behauptet, zu wissen, wie man nach Belgrad kommt. Einmal bollert es im Rücken, und Pava fragt: «Macht es dich nicht nervös, nicht zu wissen, was da hinten drin ist?» Dem serbischen Regisseur Ognjen Glavonic gelang ein düsterer und minimalistischer Thriller, der langsam in den Horror kippt, ohne das Furchtbare offen preiszugeben. Ganz entfernt erinnert er an Henri-Georges Clouzots Thriller-Klassiker «Le salaire de la peur» (1953). Da weiss man zwar, was sie transportieren: Nitroglyzerin; in «Teret» weiss man's nicht, was die Spannung nicht mindert und eine politische Dimension enthüllt. ★★★☆☆



Überlebenskampf: «The Silence».

**The Silence** — Bei einer Forschungsmission stossen Wissenschaftler auf eine Parasitenart, die harmlose Tiere zu Bestien macht. Der Clou dabei: Sie haben ein hochgradig empfindliches Gehör. Schon das kleinste Geräusch lockt sie an. Für die gehörlose Ally (Kiernan Shipka) und ihre Familie wird das zum Überlebenskampf. Es geht – pssst! – um Stille. «A Quiet Place» lässt grüssen. ★★★☆☆

### Knorrs Liste

1	<b>Ray and Liz</b> Regie: Richard Billingham	★★★★☆
2	<b>Avengers: Endgame</b> Regie: Anthony u. Joe Russo	★★★★☆
3	<b>Van Gogh: At Eternity's Gate</b> Regie: Julian Schnabel	★★★★☆
4	<b>Ash Is Purest White</b> Regie: Jia Zhangke	★★★★☆
5	<b>Green Book</b> Regie: Peter Farrelly	★★★★☆
6	<b>Gateways to New York</b> Regie: Martin Witz	★★★★☆
7	<b>Stan &amp; Ollie</b> Regie: Jon S. Baird	★★★★☆
8	<b>Greta</b> Regie: Neil Jordan	★★★★☆
9	<b>Der Fall Collini</b> Regie: Marco Kreuzpaintner	★★★★☆
10	<b>Monsieur Claude 2</b> Regie: Philippe de Chauveron	★★★★☆

## Jazz

# Kunst des Einfachen

Von Peter Rüedi

Nichts ist in der Kunst schwieriger als das Einfache. Das gilt für einen so eminenten, form- und selbstbewussten Künstler wie Goethe («Nichts ist schwieriger, als aus dem Verwickelten und Verworrenen sich ins Einfache zu ziehen, das man, hat man es auch erfasst, wieder zu verlieren Gefahr läuft») wie für Johann Peter Hebel oder den lapidaren Ernest Hemingway. Es gilt für die Musik des Genies Franz Schubert und, mutatis mutandis, für die höchst kunstvolle Einfachheit eines Trios, das sich Mare Nostrum nennt und soeben unter diesem Titel ein drittes Album veröffentlicht hat. Der Trompeter Paolo Fresu, der Akkordeonist Richard Galliano und der Pianist Jan Lundgren, Sarde der eine, Südfranzose der andere, Schwede der Dritte, fanden erstmals vor zwölf Jahren zusammen. *Three of a kind*, grosse Melodiker alle drei, alle Grenzüberschreiter in dem Sinn, dass sie alle zwar vom Jazz herkommen und dessen Diktion und freien Atem verinnerlicht haben, sich aber auch auf die roots ihrer jeweiligen Folkloren beziehen. Auch die Lektionen der abendländischen Kunstmusik haben sie gelernt (und wieder vergessen). Will sagen: Ihre Einfachheit ist weit entfernt von der Frivolität einer uns künstlich vorgespielten Naivität.

Fresu melancholisch verschattetes Flügelhorn hat ihm öfter mal den Vorwurf eingetragen, ein Miles-Davis-Epigone zu sein (ein Nachahmer des Miles der fünfziger Jahre). Das gilt allenfalls für den Ausgangspunkt und das Timbre seiner Musik. Galliano, heute einer der weltweit bedeutendsten Akkordeonisten, entwickelte nach reinen Jazzanfängen auf den Ratschlag des grossen Astor Piazzolla hin und analog zu dessen Tango Nuevo die New Musette, und Jan Lundgren, dessen frühe Alben «Swedish Standards» und «Swedish Landscapes» hiessen, war immer ein Musterfall der besonderen skandinavischen Symbiose zwischen Folklore und Jazz. Sein *mare nostrum* ist die Baltische See. Sonst aber liegt über diesen mehrheitlich getragenen, lyrischen Kantilenen (schwer auszumachen, was komponiert, was improvisiert ist) ein mediterraner Glanz. Ein schamloser Hang zum Schönen.



Paolo Fresu, Richard Galliano, Jan Lundgren: Mare Nostrum III. ACT 9877-2



## Thiel

### 5G

Von *Andreas Thiel*

**Skeptiker:** Wieso formiert sich der Protest gegen 5G erst jetzt? Diese Technologie existiert doch schon lange.

**Aktivist:** Wir protestieren ja auch schon sehr lange gegen 5G. Allerdings organisierten wir unsere Proteste anfangs mittels Buschtrommeln. Leider erzielten wir damit nicht die gewünschte Reichweite.

**Skeptiker:** Das verstehe ich nicht. Der halbe Amazonas wurde abgeholzt, um hohle Baumstämme für Buschtrommeln zu gewinnen. Trotzdem haben Sie keine genügend grosse Verbreitung gefunden?

**Aktivist:** Leider nicht. Deshalb gingen wir dazu über, unsere Anliegen zu Fuss zu verbreiten.

**Skeptiker:** Zu Fuss?

**Aktivist:** Ja, das ging uns aber viel zu langsam. Daher nutzten wir zunehmend auch das Pferd.

**Skeptiker:** Das Pferd geniesst ja zum Glück eine Sonderstellung in der Geschichte der Menschheit.

**Aktivist:** Das Pferd an und für sich war uns egal. Uns interessierte bloss die Reichweite des Pferdes. Und die war für unsere Protestkampagne leider immer noch zu gering. Um grössere Distanzen zu überwinden, mussten wir Brieftauben einsetzen.

**Skeptiker:** Dann verhalten diese Brieftauben ihrer Protestbewegung endlich zum Durchbruch?

**Aktivist:** Nein. Wir mussten uns technologisch revolutionieren und sattelten um auf Dampfmaschinen.

**Skeptiker:** Das klingt fortschrittlich.

**Aktivist:** Weit gefehlt. Es gab noch viel aufzuholen. Wir schickten motorisierte Kuriere um die halbe Welt und warfen Flugblätter von Flugzeugen ab.

**Skeptiker:** Ein wahrer Propagandafeldzug ...

**Aktivist:** Trotzdem blieb der gewünschte Erfolg aus. Erst als wir begannen, die digitale Informationstechnologie zu nutzen, erreichten wir genügend Menschen.

**Skeptiker:** Sie nutzen digitale Informationstechnologie für Ihre Protestkampagne?

**Aktivist:** Ja, um den Protest gegen 5G organisieren zu können, vertrauen wir voll auf 5G.

*Andreas Thiel* ist Schriftsteller und Kabarettist.

## Namen

# Verschiedene Dimensionen

Met-Gala mit der Hohepriesterin des Modejournalismus; Mondball mit Mondgöttin im Kunsthaus.

Von *Hildegard Schwaninger*

**A**usstrahlung, einen Leistungsausweis und «Schönheit» – also mehr als Geld – musste man haben, um das «heisseste Ticket überhaupt» (*Anna Wintour*) zu bekommen, den Eintritt zur Met-Gala, dem alljährlichen Fundraising im Metropolitan Museum in New York. Trotzdem: Das Geld sollte nicht zu knapp sein. Ein Ticket kostete 35 000 Dollar (ja, fünfunddreissigtausend), ein ganzer Tisch 200 000 bis 300 000 Dollar. Und, damit wirklich nur Ausgewählte da waren, kontrollierte *Anna Wintour*, die Hohepriesterin des Modejournalismus, die den Event – mit Hauptsponsor *Gucci* – organisierte, jeden einzelnen Platz. Man konnte also – selbst wenn von einem Sponsor an seinen Tisch geladen – nicht dabei sein, so man die Gesichtskontrolle der strengen *Ms Wintour* nicht passierte. Wer dann da war: Glitzerstars aus Hollywood, Mode-Ikonen & Konsorten – und superreiche Sponsoren. Die Gala schlug alle Rekorde. Unerreicht *Lady Gaga*, die in einer zyklamenfarbenen Stoffwolke einschwebte, sich – wie eine russische Matroschka – entblätterte, bis sie sich in schwarzem BH und Netzstrümpfen auf den Stufen des altherwürdigen Museums räkelte.

Die Met-Gala gibt es seit 1948, seit 1995 wird sie von *Vogue* immer am ersten Montag im Mai veranstaltet: Charity zugunsten des Costume Institute des Museums. Dieses Jahr wird die Ausstellung «Camp» damit finanziert. «Camp», das ist Exzess, Übertreibung, Dandytum und Überschwang, eine Gay-Bewegung, die auf

*Susan Sontag* zurückgeht und *Oscar Wilde*, *Christopher Isherwood* und den Hof von Versailles als Exponenten zitiert. Es war übrigens an der Met-Gala (2004), wo *Donald Trump* der schönen *Melania* den Heiratsantrag machte.

**A**uch in unserem Zürcher Museum, dem Kunsthaus, findet seit drei Jahren immer im Monat Mai ein Ball statt. Die Dimensionen sind etwas anders: Der Eintritt kostet 45 Franken (Abendkasse Fr. 55.–), und jeder ist willkommen. Letzten Samstag war der «Mondball» (die vorherigen Jahre waren es «Dada-Ball» und «Fashion Ball»), passend zur Kunsthaus-Ausstellung «Fly me to the Moon». Das Motto war also «50 Jahre Mondlandung», und die Gäste waren entsprechend angezogen. Viel Glitzer, Pailletten und Mondstaub, Astronautenanzüge, Moonboots und Weltraumhelme. Der Vortragssaal des Kunsthauses, wo die Tanzparty stattfand, war von Kunsthaus-Direktor *Christoph Becker* höchstpersönlich dekoriert worden (also, er gab den Handwerkern seine Anweisungen), und das war absolut gelungen. Er selber erschien in einem schneeweissen Baumwollanzug, eine Mischung aus Schiffskapitän und Zirkusdompteur.

Der «Mondball» war ein sehr gelungener Ball, wie die klassischen Bälle in Wien, wo es (*ballare* heisst tanzen) ums Tanzen geht – und nicht, wie an vielen Zürcher Bällen, um das Menü, das man vorher verspeist.



## Fast verliebt

# Den Ex behalten

Von *Claudia Schumacher*

**M**it Ex-Partnern eine Freundschaft schliessen, ist das erstrebenswert? Neulich stellte ich fest, dass ich kaum Fotos von mir aus meinen frühen Zwanzigern habe, weil ich eine digitale Chaotin bin, die

ihre Dateien mit der Zeit verschlampt. Mein damaliger Freund hingegen war ein sortierter Mensch, und ich überlegte kurz, ihn um ein paar Fotos von früher zu bitten – liess es dann aber. Vielleicht fände er es komisch, oder seine Freundin würde die Augenbrauen hochziehen? Man könnte es als sentimentales Signal missverstehen. Ich war auch mal mit jemandem verlobt, zu dem ich heute keinen Kontakt mehr habe. Manchmal kommt mir das seltsam vor. Muss der andere einem nicht ein Leben lang zumindest ein bisschen was bedeuten, wenn er einmal die Welt für einen war?

In der Theorie wäre das ganz schön – jeder Trennung den Schrecken nehmen, indem man sich gegenseitig erhalten bleibt: «Wir sind jetzt Freunde!» Das setzt aber voraus, dass man jemals Freunde war. Mein Ex-Verlobter und ich zum Beispiel, wir waren immer nur ein Paar, nie echte Freunde. Zu den besten Zeiten bewun-





Hohepriesterin: Anna Wintour.



Wie eine russische Matroschka: Lady Gaga.



Glitzer und Pailletten: Mondball.

Im Mittelpunkt des Abends standen das Kunsthaus – die meisten Gäste schauten sich vor dem Tanzen noch die Mond-Ausstellung an, was im Eintrittspreis inbegriffen war – und die Lebensfreude. Segantini Catering hatte einen Stand mit Dumplings (chinesische Knödel bzw. Ravioli), Eis am Stiel gab es gratis. Es war ein Ball, an dem sich einmal nicht alles ums Geldauftreiben drehte. Keine Tombola, keine *Lösl*i-Verkäufer, keine hohen Eintrittspreise. Christoph Becker: «Sponsoren haben diesen Ball ermöglicht, er soll vor allem Freude bereiten.»

Das Kunsthaus bereitet sich auf die Eröffnung des Neubaus (Frühjahr 2020) vor und hat den Slogan «Offen», der gross über dem Eingang prangt. Man buhlt um Aufmerksamkeit und das Interesse des Publikums. Die Gäste am «Mondball» waren ein buntes Gemisch quer durch alle Generationen. **Gitti Hug**, Präsidentin der Zürcher Kunstfreunde, war mit Lebenspartner **Martin Bölsterli** sowie Tochter **Chiara** (eine Art Mondgöttin mit himmelblauer Perücke) und deren Ehemann da. Von den Mitgliedern der Gesellschaft der Kunstfreunde konnte sie nicht viele begrüssen; denen war die Party, wohl wegen des günstigen Eintritts, etwas suspekt. Man sah **Kristine Hammer** (Strategic Brand Consultancy) und ihren Mann **Christoph Hammer** (CFO), den Bruder von **Sabine Haag**, Leiterin Kunsthistorisches Museum Wien; die Galeristin **Nina Roehrs** und **Tina Boetsch**, Projektmanagerin des Lindt-&Sprüngli-Museums, das nächsten Frühling in Kilchberg eröffnet wird, die Anwälte **Hans Caspar von der Crone** und **Brigitte von der Crone**, Ex-VR-Präsidentin Schauspielhaus, sowie Diogenes-Verleger **Philipp Keel**.

**Im Internet**

[www.schwaningerpost.com](http://www.schwaningerpost.com)

derten wir uns, schätzten uns, waren verliebt – aber ein tiefes Verständnis für den anderen? Nein, wir waren keine Vertrauten, und am Ende konnten wir uns nicht mal mehr leiden. So macht eine Freundschaft danach keinen Sinn.

Hingegen pflegte ich mit zwei anderen Ex-Freunden nach der Trennung noch jahrelang eine Freundschaft – oder zumindest nannten wir es so. Beide Männer hatten mir in den Jahren der Beziehung viel bedeutet, und über das Mann-Frau-Ding hinaus waren wir auch immer Freunde gewesen. Obwohl die Leidenschaft in beiden Beziehungen am Ende verpufft war, blieben die Männer mir kostbar. Und sie fehlten mir nach der Trennung wie Familienmitglieder. Interessanterweise habe ich auch Trennungen erlebt, wo die Leidenschaft bis zum Bruch noch stark war – und die Männer waren mir nach kurzer Zeit piepegal. Hitzige Liebe geht nach der Trennung eher in Bedeutungs-

losigkeit über als Beziehungen, in denen sich beide tiefgreifend verstanden, auch wenn es am Ende saulänglich wurde.

Aber waren das richtige Freundschaften, die ich mit meinen Ex-Freunden hatte? Rückblickend glaube ich eher, dass immer einer hoffte, man käme doch wieder zusammen. Als dann irgendwann klar war, dass das nie passieren würde, verlief es sich. In Beziehungen, wo meine Partner noch mit einer Ex befreundet waren, wirkte das auch nie richtig sauber. Mindestens einer von beiden war emotional noch zu stark involviert – und mein Auftauchen sorgte dann für Unruhe in diesen «Freundschaften».

Machen wir uns also etwas vor, wenn wir an den Ex-Partnern festhalten? Ich denke schon. Solange man sich damit aber nicht selbst blockiert oder eine neue Liebe gefährdet, ist das auch nicht weiter schlimm.



## Unten durch Lockstoff

Von **Linus Reichlin**

In der Bio-Bäckerei bei mir um die Ecke gibt es ein kleines Café-Abteil mit vier Tischchen aus Kernbuche. Das Holz wurde, wie mir der Bäcker einmal ungefragt erklärte, mit Öl aus biologisch angebauten Leinsamen imprägniert, was mich überhaupt nicht interessierte. Kernbuche ist für mich das langweiligste Holz der Welt. Es ist ein Holz für Leute, die sich kein Tropenholz aus illegalem Einschlag leisten können, ein Holz für Versager und Taschendiebe, für Wahhabiten und Kunststudentinnen, deren Väter noch nicht gestorben sind, so dass sie mit einer Apanage von lediglich 5000 Franken im Monat ihren unersättlichen Veganismus befriedigen müssen.

Tatsächlich scheint in Kernbuche ein Lockstoff vorhanden zu sein, der auf Kunststudentinnen wirkt wie ein Kaschmirpullover auf Motten. Zu jeder Tageszeit sieht man im Bio-Café die wippenden Haarschweife und die von strenger Nahrungskontrolle zeugenden schmalen, bleichen Gesichter der Kunststudentinnen, die immer paarweise auftauchen: mit ihrer besten Freundin, häufig auch mit ihrer Mutter, mit der sie beim Fairtrade-Macchiato vermutlich erörtern, wie man den Vater unbemerkt vom Leben zum Tode befördern könnte, bevor er sein Vermögen im Liebesrausch testamentarisch seinem Sekretär vermacht. Ja, richtig gehört: nicht etwa seiner Sekretärin, diese Zeiten sind vorbei. Aber was zum Teufel habe ich nur gegen Kunststudentinnen?

Ich glaube, es ist die Kombination Kernbuche – Kunststudentin – Vollkornbiskuit. Wenn ich sie mit ihren weissen Schneidezähnen, die erst vor kurzem von der Spange befreit wurden, an diesen harten, unbarmherzigen Biskuits rumknabbern sehe, weckt das in mir Assoziationen an ein schon im Frühstadium komplett verfehltes Frauenleben. Die Ehe mit einem emotional verkrüppelten Zahnarzt, der in seinem Hobbykeller den Pudel seiner Frau foltert, ist vorprogrammiert. Hier würden die Kunststudentinnen natürlich widersprechen, sie würden sagen: «Pudel? Wofür hält er uns?! Nach unserer Heirat schaffen wir uns eine Dogge an!» Na gut, dann foltert ihr zukünftiger Ehemann eben die Dogge, das dürfte dann allerdings etwas schwie-

>>> Fortsetzung auf Seite 74

riger sein, wenn man nur mal an die 90 Kilo denkt, die ein solcher Hund auf die Waage bringt. Jedenfalls ist der Lebensweg der Kunststudentinnen vorgezeichnet, niemand muss hier einen Hellseher engagieren. Dennoch benehmen sie sich, als gehöre ihnen die Zukunft, folglich auch das Erdklima, die Vorräte an Bio-Getreide und alles, was in den Ozeanen schwimmt. Mit ihren dünnen, langen Fingern streichen sie über das Display ihres Smartphones wie über den Rücken einer Schildkröte. Sie lesen Nachrichten über die neuste Vergewaltigung der Erdatmosphäre durch Leute, die nach Thailand fliegen, und wenn ich, was nach dem Genuss von Fairtrade-Kaffee bei mir nicht selten vorkommt, an meinem Kernbuchtischchen furze, schauen sie mich empört an: Dieser alte Sack sollte sich schämen, so viel Methan zu produzieren! Weiss er nicht, dass das Erdklima uns Kunststudentinnen gehört?!

Jedenfalls zuckte ich vor ein paar Wochen vor Scham über meine Flatulenz zusammen und verschüttete die Hälfte meines zweiten Fairtrade-Kaffees auf die Kernbuchtischplatte, was der Bio-Bäcker zum Anlass nahm, mir zu erklären, dass das gar nichts mache, der Tisch sei mit biologischem Leinöl imprägniert. Danach verliess ich die Bäckerei fluchtartig, denn ich spürte, dass dieser gerechte ökologische Kaffee in meinem Darm erneut ein Feuerwerk zünden wollte – diesen Triumph gönnte ich den Kunststudentinnen nicht! Sie sollten nicht denken: «Aha, der alte Sack ist allergisch auf Bio-Kaffee, für den die südamerikanischen Bauern fair bezahlt werden! Das passt zum Eindruck, den wir von ihm haben!» – «Ihr kleinen Miststücke!», sagte ich zu Hause, als ich auf der Toilette sass und die Winde fahren liess.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

# Winkelried im Rüebliland

Von Peter Rüedi

Und Nathanael sprach zu Philippus: «Was kann aus Nazareth Gutes kommen?» Das Zitat aus Johannes 1, 46 ist so weit verbreitet, dass wir, durchaus analog zum berühmten geflügelten neutestamentarischen Wort, fragen dürfen: Was kann aus Würenlingen Gutes kommen? Was den Wein angeht, zu dem der Mann aus Nazareth ja auch eine engere Beziehung hatte: allerhand. Zwar ist Andreas Meier und seinem Bruder Manuel bislang eine Wiederholung des Wunders von Kanaan nicht gelungen. Aber die Produktion wirklich grosser Pinots noirs im Kanton Aargau, am Unterlauf der Aare, ist, zumindest in den Augen des durchschnittlichen Schweizer Weinliebhabers (nicht abschätzig gemeint!), eine Art Vorstufe dazu.

Inzwischen gibt es eine ganze Reihe sehr distinguiert Pinots aus dem «Rüebliland» (die von Tom Litwan in Schinznach, von Lukas Baumgartner in Tegerfelden sind nur die herausragendsten Beispiele). Aber die Meiers in Würenlingen waren die ersten Pinot-Winkel-

riede. Andreas und Manuel führen das Weingut zum Sternen mit rund zwölf Hektaren Rebbergen in Würenlingen, Döttingen und Klingnau in sage und schreibe der 17. Generation (!). Ihr Renommierstück ist die Reserve eines Cru, das sich, etwas verwirrend, «Kloster Sion» nennt. Das ist nichts anderes als eine Reblage in Klingnau, welche die Urgrosseltern der Gebrüder im Jahr 1894 besagtem Stift abkauften. Allein, hier sei als Einstieg nicht das Paradedeppchen empfohlen – hier sei der Pinot aus der Würenlinger Lage Höll dem Publikum wärmstens empfohlen: nicht weil mir beim Wein das Diabolische die bessere Referenz scheint als das Klösterliche (auch im Walliser Salgesch stammen einige der besten Pinots aus «höllischen» Lagen).

Der Pinot aus der Würenlinger Höll gefällt mir besonders wegen seiner bei aller Finesse virilen Knackigkeit, die das sortentypische Himbeerbouquet und überhaupt die auf den ersten Schluck opulente Frucht und Fruchtsüsse durch einen wunderbaren Biss konterkariert. Andreas Meier experimentiert auch mit Sorten wie Malbec, Merlot, Chardonnay und anderen, aber seine Leidenschaft gehört dem Pinot noir, der burgundischen *tête de la course*. Und zwar nicht nur im Weinberg und im Keller. Meier ist auch ein Züchter, in seiner Rebschule stets auf der Suche nach neuen Klonen (mit denen inzwischen auch einige Kollegen arbeiten). Immer besessen von der Suche nach dem perfekten Wein: «Das ist es, was uns tagtäglich antreibt.» Ist das Ziel auch nie zu erreichen, ist die Annäherung schon Lohns genug.

Höll Pinot noir Würenlingen AOC Aargau. 13,5%. Weingut zum Sternen, Würenlingen. Fr.18.50. [www.weingut-sternen.ch](http://www.weingut-sternen.ch)



## Salz & Pfeffer

# Sittich auf dem Dach

Von Andreas Honegger

**A**u printemps sur le Printemps: Im Frühling beginnt wieder die Zeit, in der es sich besonders lohnt, auf dem Dach des Warenhauses Printemps am Boulevard

Haussmann in Paris zu essen. Das dort im vergangenen Jahr eröffnete Rooftop-Lokal «Perruche» bietet eine smarte Bar, ein prächtiges Dachgartenrestaurant, Gartenanlagen in Pflanzgefässen, die mit erlesenen Pflanzen gestaltet sind – und vor allem eine hinreissende 360-Grad-Aussicht über die Stadt an der Seine. Man sieht vom Eiffelturm über den Louvre und bis zur Sacré-Coeur und zur Défense. Man hat aber auch einen unmittelbaren Blick auf die formidable Kuppel des Hauses und auf die Aufbauten des nahe gelegenen Palais Garnier. Ab 9 Uhr 35 kann man im 9. Stock schon frühstücken, und dann werden hier Mittagessen, Snacks und schliesslich Diner serviert bis 23 Uhr; freitags/samstags ist bis zwei Uhr geöffnet.

Das Angebot ist saisonal, aber gewisse Sommerhits sind wohl immer im Programm, etwa bei den Entrees Vitello tonnato, Spring Rolls, Tartare de thon, Ceviche de Dorade oder bei den Hauptgängen Boulettes de boeuf, Filet de

boeuf, Tajine de légumes oder Fish and Chips. Wir haben einen ausgezeichneten Fenchelsalat mir roter Grapefruit gegessen und ein perfekt gegartes Rindsfilet. Man verlässt sich hier nicht allein auf die Aussicht, auch die Küche will eine Attraktion sein. An einem sonnigen Tag ist es prächtig, hier oben zu sitzen, und am Abend locken die Lichter dieser leuchtenden Stadt. Unten auf dem Boulevard wimmelt es von Menschen und Fahrzeugen, hier oben herrscht Ruhe und ein gelassenes Publikum, das geniesserisch hinter einem Glas Wein sitzt und auf die Köstlichkeiten wartet, die bald aufgetragen werden. Eine Oase der Entspannung über acht Etagen alltäglicher Einkaufshektik.

Bar Restaurant Perruche, Printemps de l'homme (9e étage), 2, rue du Havre, Paris. Tel. +33 1 42 82 60 00





Auto

## Mein feuerroter Reise-Porsche

Der Porsche Panamera GTS Sport Turismo ist gemacht für die lange sportliche Fahrt. Und dann ist da noch die Preisliste. *Von David Schnapp*

**E**in Porsche Panamera hat diese erbauliche Mischung aus Satttheit und Agilität. Satt schliessen die schweren Türen, schwer brummend startet der Motor, satt liegt die grosse Limousine mit dem langen Radstand auf der Strasse. Auch Autoreisen über mehrere hundert Kilometer, wie ich sie vor kurzem nach Frankreich unternahm, werden so zum entspannten Vergnügen. Einige Porsche-Fans konnten sich mit dem Panamera nie so recht anfreunden. Aber wenn man das Dogma mal kurz vergisst, wonach der Sportwagenbauer eigentlich nur 911er-Modelle bauen dürfte, dann ist der Panamera ein hervorragendes Beispiel dafür, dass man auch eine voluminöse Limousine erfolgreich dynamisieren kann.

Denn mein Testwagen mit dem Sport-Turismo Heck – Ignoranten würden «Kombi» dazu sagen – wird auf Wunsch ganz schnell zum Sportauto. Am Lenkrad befindet sich ein kleiner Drehregler, mit dem verschiedene Fahrprogramme angewählt werden können: Ich schalte von «Normal» auf «Sport» oder «Sport

plus», und schon scheint der Porsche – bildlich gesprochen – die Muskeln anzuspannen. Erstaunlich flink geht es um Kurven, bloss die Winterreifen bremsen hier zu hoch gesteckte sportliche Ambitionen.

### Wissenschaft für sich

Mein feuerroter (karminroter) Reise-Porsche ist so konfiguriert, dass man guten Gewissens von «Vollausstattung» sprechen kann. Während mich feine Alcantara-Sportsitze umfassen, breitet sich eine Cockpit-Landschaft vor mir aus, die auf höchstem Niveau verarbeitet ist. Mittlerweile gibt es auch bei Porsche ein Head-up-Display, teilautonomes Fahren ist möglich, und das Burmester-Soundsystem gehört nach wie vor zu den Besten seiner Art. Die Türen werden automatisch ins Schloss gezogen, für die effektive Verzögerung sorgen Keramik-Composite-Bremsen, und falls dem Nachwuchs die Reise zu lang würde, stünde für die Hintersitze ein Entertainmentssystem mit zwei Bildschirmen und Kopfhörern zur Verfügung.

Dass für den ganzen Komfort ein angemessener Preis aufgerufen wird, ist selbstverständlich. Die Preisgestaltung der Zusatzausstattung scheint ja sowieso eine Wissenschaft für sich zu sein, die nicht jedem Laien sofort einzuleuchten braucht. Am Ende kommt mein Testwagen auf knapp eine Viertelmillion Franken zu stehen, was auch für ein hervorragendes Automobil feinsten Machart ein stolzer Preis ist. Nur ein willkürlicher Vergleich: Der neue BMW M760Li, der für die ganz lange Autoreise nicht nur noch mehr Leistung aus einem prestigeträchtigen V12-Turbobenziner, sondern auch mehr Komfort mitbringt, kostet in der Grundausstattung 212 800 Franken. Kein Sonderangebot auch dies, und doch stellen sich da beim Porsche ein paar Fragen.

Am Ende bin ich froh, dass ich keine endgültigen Antworten darauf finden muss. Mir reicht das grosse Vergnügen, das mir der Panamera GTS für ein paar Tage bereitet: Wie er in seinem roten Lackkleid und der eleganten Form die Blicke auf sich zieht. Und vor allem wie er mir ein Lächeln aufs Gesicht zaubert, wenn der V8-Biturbo-Motor mit Leichtigkeit aus dem Stand in 4,1 Sekunden auf 100 km/h beschleunigt.

### Porsche Panamera GTS Sport Turismo

Leistung: 460 PS/338 kW; Hubraum: 3996 ccm  
max. Drehmoment: 620 Nm bei 1750-4500 U/min.  
Höchstgeschwindigkeit: 289 km/h; Beschleunigung  
0–100 km/h: 4,1 sec; Verbrauch (NEFZ): 10,6l/100 km  
Preis: Fr. 187 400.–, Testwagen: Fr. 248 490.–



Tamaras Welt

## Einbürgerung trotz Mehrehe

Mit ihrer kommunikativen Inkompetenz stiften Politiker Aufruhr in der Bevölkerung. Das könnte sich einfach vermeiden lassen mit etwas mehr Gespür für die Basis. *Von Tamara Wernli*

Vergangene Woche herrschte an deutschen Stammtischen und in sozialen Medien Fassungslosigkeit. Anlass war die Welt.de-Schlagzeile: «Polygamie: Einbürgerung bleibt trotz Mehrehe möglich.» Weil es nicht im Koalitionsvertrag stehe, habe Justizministerin Katarina Barley (SPD) dem geplanten Einbürgerungsverbot für Ausländer, die in Mehrehe leben, nicht zugestimmt. Einbürgerungen sollen also für polygam lebende Ausländer möglich sein, hiess es am Montag. Polygamie nicht nur gebilligt, sondern mit dem deutschen Pass belohnt? Man dachte, man habe sich verlesen.

In den meisten islamischen Ländern werden Vielehen toleriert. Der Koran spricht von Ehen mit bis zu vier Frauen – unter der Bedingung, dass Männer diese gleich behandeln, finanziell, körperlich und emotional. Stellen wir uns das einen Moment vor: ein Mann, vier Frauen und ein Zusammenleben mit den vier Damen. Selbst wenn das Poly-Konstrukt finanziell durchführbar wäre: Man muss kein Don Juan sein für die Erkenntnis, dass mehreren Frauen gleichzeitig dieselbe emotionale und sexuelle Aufmerksamkeit zuteilwerden zu lassen, ein Ding der Unmöglichkeit ist – wo die Zufriedenstellung einer einzigen Frau einen Mann ja schon überfordert.

Und was geschieht, wenn ein Mann seinen Harem finanziell nicht versorgen kann? Wie Welt.de schreibt, sind mit der Politik der offenen Grenzen 2015 viele Mehreihen aus Syrien, dem Irak oder Pakistan nach Deutschland eingewandert. Es wurden Fälle bekannt, in denen Familien erlaubt wurde, ihr vieleheliches Leben hier weiterzuführen; sie beziehen jetzt Hartz IV.

Zum finanziellen gesellt sich der Gleichstellungsaspekt. Die Vielehe unterstützt ein patriarchalisches System, das Männern zu unbe-

schränkter Dominanz verhilft und ihnen ungleich mehr Rechte hinsichtlich Treue, Sexualität, Ehe und Familie einräumt. Frauen in islamischen Ländern empfinden grundsätzlich nicht anders für ihre Ehemänner als Frauen im Westen. Eifersucht, Zweifel, Ehefrust – sie durchleben diese Gefühle genauso. Nur weil wenige Berichte über Frauen in polygamen Ehen zu uns durchdringen, heisst das noch lange nicht, dass sie nicht darunter leiden. Saïda Keller-Messahli vom Forum für einen fortschrittlichen Islam sagt auf Anfrage: «Hinter polygamen Beziehungen stehen selten Liebesgeschichten, sondern solche voller Leid.» Laut der Islamkritikerin betrifft Polygamie nur einige Fundamentalisten und gewisse Konvertiten. «Wenn man polygame Beziehungen anerkennen würde, leistete man nur einer frauenfeindlichen und fundamentalistischen Haltung Vorschub.»

Zu den Werten der westlichen Gesellschaft gehört die Institution der monogamen Ehe. Und auch wenn ich sie hier nicht überideologisieren will und Monogamie von vielen als unrealistisch gesehen wird, so herrscht doch Konsens darüber, dass es diese Lebensform vor dem Gesetz zu schützen gilt. Mehrere Ehepartner gleichzeitig sind in der Schweiz und Deutschland verboten. Eheliche Polygamie würde wohl auch bei Sozialhilfe oder Ehegattensplitting unlösbare Probleme mit sich bringen; ein Vorteil der monogamen Ehe ist auch, dass sie den schwächeren Partner bis zu einem gewissen Grad absichert.

Wie um alles in der Welt kann also die Idee, Fundamentalisten die Staatsbürgerschaft zu ermöglichen, überhaupt aufkommen? Besonders irritierend ist ja, dass sich mit der SPD-Politikerin ausgerechnet eine Frau dem Verbot

offenbar nicht anschliessen wollte. Erhofft man sich damit eine vorteilhaftere Statistik? Oder fügen sich diese Menschen dann besser in die Gesellschaft ein? Sind Vielehen aus Sicht der feministischen Linken ein Fortschritt, von dem ich bisher nichts wusste? Wäre es bei einer rückständigen, die Frauen degradierenden Gepflogenheit, die sogar die meisten hier lebenden Muslime ablehnen, nicht wichtig, eine harte Grenze zu ziehen und das vom ersten Moment an klar zu kommunizieren? Die Kommentare in den sozialen Medien überschlugen sich, waren gehässig. Kritik hagelte es auch von fast allen Parteien.

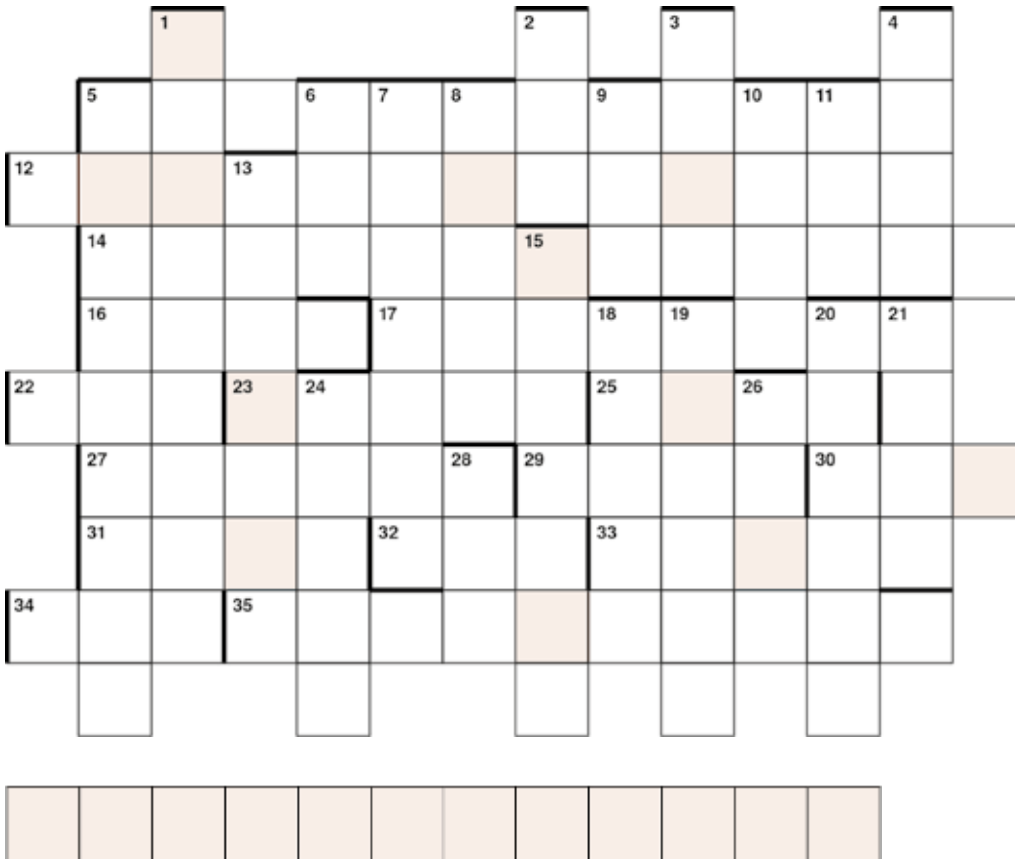
Am nächsten Tag kam dann die Wende. Nachdem der Streit eskaliert war, habe sich Horst Seehofer durchsetzen können, wie Bild.de berichtete: «Doch keine Einbürgerung bei Scharia-Ehe.» Ein Regierungssprecher sagte, Barley sei nicht dagegen, ein entsprechendes Verbot ins Staatsangehörigkeitsrecht aufzunehmen, wenn Seehofer «eine neue Regelung, die genau das bewirkt, vorlegt». Der Rückfall ins Mittelalter war abgewendet – kollektives Aufatmen.

Die Geschichte hat kein Potenzial für einen Skandal. Frau Barley hat wohl nicht böswillig Unruhe gestiftet, hat nicht beabsichtigt, den überlasteten kulturellen Diskurs noch mehr aufzuheizen, wollte kein Bild in die Köpfe der Menschen einpflanzen, in dem fundamentalistische Neubürger trotz der Ablehnung von bestehenden Gesetzen und zivilisatorischen Werten vom Staat profitieren können.

Nur ist das Gemurkse von Politikern und ihre widersprüchliche Kommunikation, die dann meist erst auf massiven Druck der Öffentlichkeit angepasst wird, halt kein Highlight sozialer Kompetenz. Überhaupt erst eine Debatte anzustossen über die Vielehe nach Regeln der Scharia, etwas, das von der grossen Mehrheit der Leute offenkundig zurückgewiesen wird, offenbart doch auch, dass ihre vielbeschworene Volksnähe eben nur ein abstraktes Wort im deutschen Duden ist.

Tamara Wernli, Video-Bloggerin, lebt bei Basel.





**Lösungswort** — Führt die Sonne.

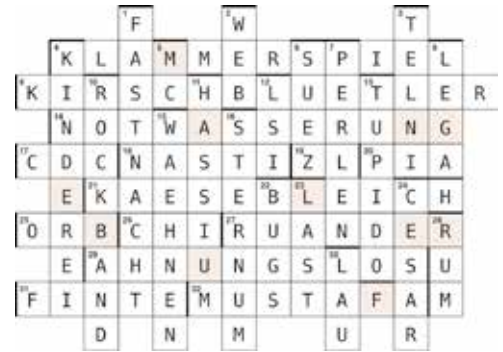
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht:** 5 Egli oder Fischer, nach Umlautung Klitschko oder Klitschko. 12 Australier (Mz.) und optisch Kreuzung aus Otter, Ente und Biber. 14 Bei nasser Wäsche angebracht, reflexiv traurig und bei Freunden gemein. 16 Heisser macht aus Semmelteig Reisser und gefällt auch denen mit Benzin im Blut. 17 Steppenhoppler: familiär mit Unpaarhufer gepaart. 22 Bringt ursprünglich Schärfe und allegorisch Schwung in die Sache. 23 Obgleich, honest Ex-Präsident ist's auch. 25 Hark! Aufbruchssignalgeberin für Romeo; in Zweitbedeutung 34 Waagrecht in Zweitbedeutung. 27 Kartoffeln haben sie, Schlangen tun's. 29 Half mit Startschuss synchron, complete bereits fort. 30 Von Nekrophagen genossen oder zerstückelt in Metzgers Auslage. 31 Bei dem circus – Brille nicht vergessen! – stiehlt der Hund witzigerweise die Show. 32 Teilt sich auch Ersten mit 28 Senkrecht. 33 So oder dupliziert wird Degout exklamiert. 34 Ikonisch marokkanisch, von Drehorgel spielenden Affen und elftem Doktor getragen. 35 Intrigieren auf Theaterbühnen oder massieren im Studio.

**Senkrecht:** 1 Secondhand-Mantel, dient Isegrim als Tarnung. 2 Schmieriger Bestandteil des aalglatten Looks. 3 80er-Arena-Rocker oder continental. 4 Von oppressed people sowie kleinem William angestrebter Status. 5 Antwortet auf «Gott sei Dank!» mit «Gern geschehen!» oder steht hinter der Gulaschkanone. 6 Ermöglicht lokalen Datenaustausch und lässt an (einer) Party Gamerherzen höherschlagen. 7 Bei der Steuererklärung ratsam, beim Löffel schlussendlich nicht optional. 8 Was sich integriert pluralisiert: «What's good for the \_\_ is good for the gander.» 9 Benachbarter Privater, präsentiert gern Theater. 10 Beiersdorf-Tochter im Filmgeschäft. 11 Gratia artis um ihretwillen, bspw. die Columna Traiana. 13 Näh-utensils werden mit überflüssigem s überflüssig. 15 Manchmal skurril, definitiv schief und eignet sich zur Eignung. 18 Ist Londoner Versicherungsbörse und Komponist rockiger Messiasoper namentlich gemein. 19 Wo die fliegenden Kisten nisten, zur Hälfte durch. 20 Versucht sich auch mit Brummschädel an Ollie und Flips. 21 Wenn von Regierungsseite an «c'est moi» vernommen, wird's Zeit für solchen Coup. 24 In Domstadt von Närrischen kundgegeben. 26 Kleiner Schreiner ist einer. 28 Präfix für 32 Waagrecht.

I=J=Y © Andri Martinelli – RätselFactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 617



**Waagrecht:** 4K(L)AMMERSPIEL 9KIRSCHBLUETLER 14 NOTWASSERUNG 17 CDC: Centers for Disease Control and Prevention 18 N(AST)I: engl. eklig und hier Anagramm von stain = engl. Fleck 19 ZL: 100 Groszy = 1 Zloty und LZ ist kurz für Landezone. 20 PIA: die Fromme und zarte Hirnhaut 21 KAESEBLEICH 25 ORB: engl. Kugel 26 CHI (griechischer Buchstabe) 27 (RUAN) (DER) 29 AHNUNGSLOS: «mit unpigmentierter Iris» = blauäugig 31 F(I)NTE 32 (MUST)AFA heisst auch «der Auserwählte» (wie Eligius).

**Senkrecht:** 1 (FAST)(NACHT) 2 WEB 3 TELNI: rückwärts inlet = engl. Zufluss 4 KINDEREI 5 MC 6 SUEZ(kanal): rückwärts Zeus, der Göttervater 7 PERLEN vor die Säue werfen 8 LEGA: Anagramm von Lage 10 ROCKBAND: Red Hot Chili Peppers 11 (HASS)IUM 12 L(SI): Lettre signature 13 Correr un (S)TUPIDO velo sobre algo: span. etwas unter den Teppich kehren 15 (Er)WAEHNEN 16 (STERN)UM 22 BUGS: engl. Fehler oder Insekten 23 LAST: engl. letzte(r/s) 24 CESAR: nationaler Filmpreis Frankreichs 28 RUM 30 LAU: Anagramm von Alu

**Lösungswort** — MANGELBERUF

Hilfreiche Tipps zu diesen Rätseln finden Sie auf:

[www.raetselfactory.ch/weltwoche.html](http://www.raetselfactory.ch/weltwoche.html)

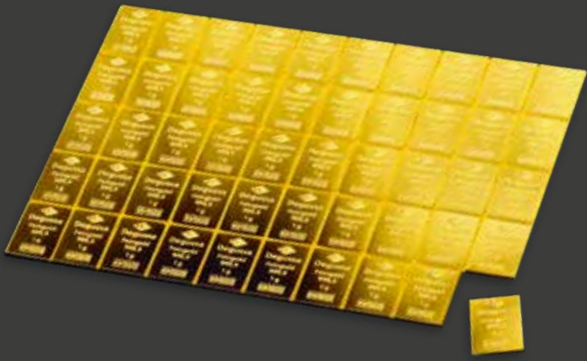
**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

# Degussa



GOLD UND SILBER.



## INVESTIEREN SIE IN EINE SICHERE KAPITALANLAGE.

Seit mehr als 6000 Jahren hat Gold alle Weltreiche, alle Währungen und damit auch alle Finanzblasen überdauert. Das wird auch in Zukunft so bleiben – weil physisches Gold anders als Papierwährungen nicht beliebig vermehrbar ist. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Tresorfach bei uns lagern.

**DEGUSSA-  
GOLDHANDEL.CH**

**Verkaufsgeschäfte:**

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich  
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf  
Telefon: 022 908 14 00



Zürich | Genf | Frankfurt | Madrid | London